

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 20.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Vom Baume der Erkenntnis.

Von J. F. Adick.

(12. Fortsetzung.)

„Guten Morgen, Schatz,“ rief sie und lachte hell auf, als sie Hedwigs verwundertes Gesicht sah. „Ich bin es wirklich — hier ist meine Hand. Ich stehe schon eine geraume Weile hier und bewundere dich. Du siehst so glücklich drein, daß es eine Freude ist, dich anzusehen.“

Im selben Augenblick stand Hedwig neben ihr und zog sie freudestrahlend mit sich fort.

„Hier also wohnst du, Kind,“ jagte Dora, während sie neben der Schwester auf dem Sopha saß und sich mit unruhigen Blicken in dem Stübchen umsah. „Wir sind doch allein, nicht wahr? — Wie ich hierher komme? Nichts einfacher als dies. Vor wenigen Tagen noch ahnte ich nicht, daß ich heut auf diesem abscheulichen Sopha neben dir sitzen und meine Augen an dem Anblick dieser kahlen Wände und der grenzenlosen Geschmacklosigkeit dieser armseligen Räume weiden würde. Ich hätte einem jedem, der mir gesagt hätte, daß ich es vierundzwanzig Stunden hier aushielte, ohne mich tödtlich zu langweilen, ohne Erbarmen ins Gesicht gelacht. Dann — ich weiß selbst nicht wie es kam — wandelte mich plötzlich die Lust an, dich zu sehen — und hier bin ich. Du weißt es ja längst, daß ich das launenhafteste und unberechenbarste Geschöpf von der Welt bin.“

Sie stand plötzlich auf und fuhr sich mit dem feinen Spizentuche über das Gesicht. Sie war, während sie die letzten Worte sprach, lebhaft erröthet. Nun stand sie am Fenster, das Gesicht nach außen gewandt, und lächelte still vor sich hin. Dann schüttelte sie heftig den Kopf und wandte sich um.

„Kind,“ sagte sie und zog Hedwig neben sich auf das Sopha. „Du sollst es wissen, was mich in Wahrheit hierhergeführt hat. Warum sollte ich auch länger vor dir geheim halten, was du doch einmal erfahren mußt.“

Erinnerst du dich noch des Gespräches, das wir miteinander hatten, in jener Nacht, da ich dich in deinem Zimmer aufsuchte und meinen Stolz so weit verleugnete, dir zu erzählen, was ich so lange ängstlich vor jedem Ohr geheim gehalten? Und ich weiß du noch, wie ich dich warnte, wie ich dich beschwor, nicht einem törichten Pflichtgefühl zuliebe ein Loos auf dich zu nehmen, das auch dich zugrunde richten würde? Es war nur die Wahrheit, wenn ich dir sagte, daß ich mir wohl bewußt

war, wie ich selbst, über kurz oder lang, untergehen würde in den niedrigen, unwürdigen Verhältnissen, in denen ich nun schon seit Jahren lebe, wenn nicht ein starkes, reines Gefühl mich mit Allgewalt daraus emporreißt. Und eben weil ich dies wußte; weil ich nicht schwach genug war, mir zu verhehlen, wie ich immer tiefer und tiefer sank und nur ein Rest von Würde und Selbstachtung mich so lange vor dem Schlimmsten bewahrt hatte, wollte ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß mein beleidigtes Selbstgefühl und alles, was an guten und edlen Empfindungen imstillen noch in mir lebte, sich noch einmal emporranken könnte an einem reinen, schönen Gefühl, das mich die Vergangenheit vergessen ließe.

Sieh mir in die Augen, Kind, und freue dich mit mir — ist mir doch zuteil geworden, wonach ich mich so lange geseht habe! Was siehst du mich so unruhig an — muß ich es dir erst sagen, wer der Mann ist, dem meine ganze Seele gehört und dem zuliebe ich mit Freuden alles ausbebe, woran ich in der Ede und Trostlosigkeit meines bisherigen Lebens mein Herz gehängt halte? Lange bevor ich ihn kannte, hatte ich ihn lieb gewonnen aus deinen Schilderungen und sehnte mich danach, ihn kennen zu lernen, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob du auch recht geseht. Dann kam er zu mir, am Tage nach deiner Abreise, um mir deine Abschiedsgrüße zu überbringen und mir zu sagen, was dich so plötzlich von der Heimat fortgetrieben. Und kaum hatte ich ihn geseht, so wußte ich, daß dieser Mann mein Schicksal ist. Und nun weißt du auch, wie es kommt, daß ich in diesem Augenblick neben dir sitze und deine lieben, verwunderten Augen küsse! Was starrst du mich so unverwandt an? Klingt es denn so unglaublich, was ich dir eben gestanden habe? Oder fürchtest du, daß ich zu früh frohlocke? Sei ruhig, Kind, ich fürchte mich nicht. Glaubst du, er könnte einer Leidenschaft widerstehen, die, wie die meine, wild und fessellos wie eine Naturgewalt über ihn dahinbraust und ihn unaufhaltsam mit sich fortreißt?“

Wie vom Blitz getroffen, fuhr Hedwig empor und streckte abwehrend die Hände aus.

„Dora,“ schrieb sie auf und drückte beide Hände angstvoll gegen ihre Schläfen. „Besinne dich — du redest irre oder ich

— ich selbst, ich bin in einem bösen Traum befangen und meine Gedanken verwirren sich.“ —

Sie brach ab und senfte tief auf.

„Ich bin recht töricht,“ fuhr sie dann fort. „Du mußt Rücksicht mit mir haben, liebe Schwester, ich habe dir bitteres Unrecht getan. Mir war, als sprächst du von Burghardt und ich — ich hatte dich im Verdacht, als wärest du um seinetwillen hier.“ —

Sie warf einen scheuen Blick auf Dora, die sich erhoben hatte und lächelnd auf sie niedersah.

„Und wenn ich dir nun sage, daß du recht gehört hast, Kind?“ —

Eine tiefe Blässe legte sich über Hedwigs Gesicht. Sie wollte sprechen und mußte innehalten, kaum daß sie begonnen.

„Hast du vergessen, daß Burghardt verheiratet ist,“ sagte sie dann leise und stotternd, in einer Aufregung, die sie mühsam nur bezwang. „Er liebt seine Frau und sie — sie hat ihr Glück schwer genug erkämpfen müssen.“

Sie hielt einen Augenblick inne.

„Ich kenne Burghardt besser als du,“ fuhr sie dann fort, „und weiß, daß es dir nicht gelingen wird, ihn seine Frau vergessen zu machen. Er gehört zu jenen seltenen Menschen, die, was sie einmal lieben, nie wieder von sich lassen und deren Leidenschaft mit den Jahren nur tiefer und inniger wird. Das war es nicht, was ich dir sagen wollte,“ unterbrach sie sich selbst und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als falle es ihr schwer, ihre Gedanken zusammenzufassen. — „Ich weiß, du wirst es mir doch nicht glauben, so lange du es nicht aus seinem Munde hörst. Es war ein anderes, was ich dich fragen wollte — ob du, die du nun selbst erfahren hast, was Liebe ist, auch wirklich den Mut hast, zwei Herzen trennen zu wollen, die sich lieben. Ich kann es nicht glauben. Wenn du wüßtest, wie glücklich die beiden sind, wie sie einander lieben — du würdest einen solchen Gedanken nicht fassen können.“ —

Mit einem bitteren Auflachen fiel ihr die Schwester in die Rede.

„Du irrst,“ sagte sie, und ihre Brauen zogen sich finster zusammen. „Ich bin nicht gut und selbstlos wie du, Kind. Was gilt mir das Glück jener Frau? Ich kenne sie nicht und will sie auch nicht kennen. Was ist sie mir, daß ich um ihretwillen verdammt sein soll, mein lebenslang zu darben und unglücklich zu sein. Ich bin nicht geschaffen zu schwachmütiger Resignation. Meine Seele lechzt nach Glück, und ich — ich sollte um einer Fremden willen mich selbst vernichten, mein Lebensglück zum Opfer bringen um einer mitleidigen Regung willen? Fühlst du nur für sie Erbarmen, die du deine Freundin nennst und nicht auch für mich, die ich jahrelang diesen Augenblick herbeigesehnt habe! jene Frau — sie liebt ihren Mann, sagst du? Nun gut, liebe ich ihn nicht auch? Und habe ich mein Recht an ihn nicht teuer genug erkaufte? Was ist mein Leben seit Jahren, wenn nicht ein Hoffen und Harren auf diesen Augenblick der Sühne, der Vergeltung? Sie — sie hat, ehe sie sein Weib wurde, vermutlich gelebt, wie die Meisten dahinleben, ruhig und einförmig, ohne Liebe, ohne Haß. Nun liebt sie ihren Mann mit jener zahmen, ruhigen Neigung, die man gemeinhin Liebe nennt, und ahnt nicht, daß es eine Leidenschaft gibt, die wie ein Blitzstrahl zündend in die Seele fällt und uns Gesetz und Sitte und alles, was sich uns hemmend und beschränkend in den Weg stellt, vergessen macht.“ —

Ein leiser Ausruf Hedwigs ließ sie verstummen. In der geöffneten Tür stand Lisbeth, ein Lächeln auf den Lippen, die Wangen gerötet von dem raschen Gang durch den sonnigen Park.

„Ist mein Mann noch nicht zurück, Hedwig?“ rief sie und nickte der Freundin freundlich zu. — Sie trat in das Zimmer und schloß die Tür hinter sich. In diesem Augenblick erst wurde sie Dora gewahr, die noch immer regungslos an ihrem Plazze verharrte und den Blick nicht von ihr wandte. Lisbeth errödete befangen.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte sie. „Ich wußte nicht, daß du Besuch hast.“

„Meine Schwester — Frau Doktor Burghardt,“ sagte Hedwig mit tonloser Stimme und wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, die peinliche Pause zu unterbrechen, die der Vorstellung folgte. Dora sagte kein Wort. All die Sicherheit und Gewandtheit, die ihr sonst eigen war, schien sie verlassen zu haben. Ihre Augen ruhten auf Lisbeth mit einem seltsam gespannten Ausdruck. Jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesicht gewichen. Kaum daß sie durch eine leise Neigung des Kopfes verriet, daß sie Hedwigs Worte gehört hatte.

Lisbeth hatte ihre Befangenheit überwunden und trat auf Dora zu.

„Sie haben Hedwig mit Ihrem Kommen eine große Freude bereitet,“ sagte sie. „Auch ich freue mich, Sie endlich kennen zu lernen. Hedwig hat mir viel von Ihnen erzählt und auch mein Mann.“ —

Sie hielt inne. Doras anhaltendes Schweigen befremdete sie. Und bei dem Mangel an Vertrauen in den eigenen Wert, wie ihn ihre trüben Erfahrungen in ihr großgezogen, war sie versucht, das seltsame Benehmen der schönen Frau dahin zu deuten, als dünke diese sich zu gut, ihr, um deren Schicksale sie wissen mochte, ein freundliches Wort zu gönnen.

Ein Schatten slog über ihre Stirn. „Ich will nicht länger stören,“ sagte sie und wandte sich, um zu gehen. Hedwigs Blick war angstvoll von Dora zu der Freundin geglitten und von dieser zurück zu der Schwester. Nun schrak sie heftig zusammen, als Dora, deren Blick noch immer wie entgeistert an Lisbeths Antlitz hing, plötzlich in ein krampfhaftes Lachen ausbrach. Sie eilte auf Dora zu und umschlang sie mit ihren Armen; sie drückte sie an sich und nannte sie mit den zärtlichsten Namen. Lisbeth war stehen geblieben. Sie warf einen Blick auf die beiden Schwestern und prallte betroffen zurück. Sie hatte die bleiche, schöne Frau wiedererkannt, die nun verstummt war und den stolzen Kopf müde an Hedwigs Brust lehnte. Ein heiße Röte slog über ihr Gesicht. Dann trat sie an Dora heran und bot ihr mit einem schüchternen Lächeln die Hand.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht sofort wiedererkannt habe,“ sagte sie weich. „Wenn Sie wüßten, wie ich mich in all' den Jahren danach gesehnt habe, Sie wiederzusehen. Ich hätte es aus Ihrem Munde hören mögen, daß sie nicht unglücklich geworden sind durch meine Schuld. Ich habe mir bittere Vorwürfe gemacht. Es war schlecht von mir, daß ich Sie leiden machte, wo Sie mir doch nichts Böses zugesügt hatten. Ich dachte mir nichts Arges dabei. Ich weiß noch heute nicht, wie ich dazu kam, jenen Schritt zu tun — ich war sehr unglücklich und dachte nur an mein Kind. Vielleicht auch wollte ich mich an Ihnen rächen. Ich kannte Sie ja nicht und wußte nicht, daß Sie Ihren Mann liebten. Dann habe ich es bitter bereut und hätte es gern ungeschehen machen mögen. Wenn Sie mir jetzt durch ein Wort nur sagen wollten, daß sie nicht unglücklich geworden sind um meinethwillen — Sie würden mir damit eine große Freude machen.“ —

Dora hatte sich in Hedwigs Armen ausgerichtet und die Sprechende mit einem langen Blick angesehen. Sie hatte ihre Fassung wiedergewonnen. Nun reichte sie Lisbeth die Hand, ohne durch einen Blick zu verraten, welche Ueberwindung sie dies kostete.

„Beruhigen Sie sich, liebe Frau,“ sagte sie mit herbem Spott. „Sehe ich aus wie eine Unglückliche? Ich fühle mich in meiner Eitelkeit gekränkt — Sie werden mir zugeben, daß ich keine Ursache hatte, durch Ihre unliebsame Mitteilung freudig überrascht zu sein. Aber das war auch alles. In den Kreisen, in denen ich lebe, denkt man über solche Verirrungen weniger schwer, als Sie in Ihrer Sentimentalität sich träumen lassen — Sie sehen, ich habe mich getröstet.“ —

Sie hatte sich erhoben und sah das junge Weib an ihrer Seite mit so unbesangenen Lächeln an, daß diese nicht wußte, ob sie die schöne Frau bewundern oder ihr um der Frivolität willen, die aus ihren Worten sprach, zürnen sollte. Aber noch ehe sie Zeit gehabt, sich von ihrem Befremden zu erholen, hatte Dora von neuem das Wort ergriffen.

„Sie selbst sind mir noch die Aufklärung darüber schuldig, ob das Leben an Ihnen gut gemacht hat, was es einst gegen Sie sündigte. Nicht etwa, daß ich ein Recht zu dieser Frage hätte. Ich habe Sie damals von mir gehen lassen, ohne Trost, ohne Hilfe, wo Sie deren bedürftiger waren als ich, und habe dadurch einen Teil der Verantwortung für Ihr Schicksal auf mich geladen. Nun ist es nur natürlich, daß ich wissen möchte, wie es Ihnen inzwischen ergangen ist; auf welche Weise Sie das Glück gefunden haben, das aus Ihren Augen leuchtet und in Ihren Worten unverkennbar ist.“ —

Sie hatte diese Worte kaum gesprochen, als die Thür ungestüm geöffnet wurde und Erich hereinstürzte. Er sprang auf die Mutter zu, in den kleinen Händen einen Strauß frischgepflückter Feldblumen, hinter welchem sein dunkles Köpfchen fast verschwand. Als er die Fremde gewahr wurde, sah er sie mit großen Augen an und drückte sein kleines, sonnengebräunt Gesicht verschämt an die mütterliche Brust. Lisbeth erröthete befangen. Fast schämte sie sich ihres Glückes der Kinderlosen gegenüber, für welche sie das wärmste Mitgefühl empfand. Niemand hatte ihr gesagt, daß die schöne Frau, der sie einst wehe getan, nicht glücklich war in allem Glanz und Reichthum, der sie umgab. Es lag nicht in Hedwigs Art, ein Geheimnis zu verrathen, das nicht das ihre war, und Dora selbst war viel zu stolz, um durch einen Blick zu erkennen zu geben, wie es in ihrem Herzen aussah. Aber mit dem untrüglichen Instinkt des Weibes hatte Lisbeth erraten, daß der schönen, stolzen Frau, die so gleichmütig dreinsah, als wisse sie nicht, wer der Knabe war, der seine Arme zärtlich um den Hals der Mutter geschlungen hatte, heimlich das Herz schwoh bei dem Anblick eines Glückes, das sich auf den Trümmern ihres eigenen aufbaute. Sie flüsterte dem Knaben ein paar Worte ins Ohr und ließ ihn sanft niedergleiten. Dann, als er das Zimmer verlassen hatte, näherte sie sich Dora. Es drängte sie, der schönen Frau zu zeigen, wie dankbar sie ihr für die Theilnahme war, die sich in Doras letzten Worten kundgegeben. Und nun erzählte sie ihr in schlichten Worten, wie sie an jenem unglückseligen Abende in ihrer Verzweiflung den Tod gesucht und Burghardt sie gerettet hatte. Ein sonniges Lächeln flog über ihr Gesicht, als sie jener Begegnung gedachte. War doch die Erinnerung daran der einzige Lichtblick inmitten des Jammers, der damals ihre Seele erfüllte. Dann hatte sie jahrelang für ihr Kind gearbeitet und wenn ihre Kraft mitunter zu erlahmen drohte, ihre Seele immer wieder aufgerichtet an dem Gedanken an Burghardt.

Sie hatte ihre schlichte Erzählung beendet und stand nun Dora gegenüber, mit glühenden Wangen, ein glückseliges Lächeln auf den Lippen. Dora hatte sich abgewandt. Nun reichte sie Lisbeth zum Abschied die Hand.

„Sie sind eine glückliche Frau,“ sagte sie und versuchte zu lächeln. „Er freut mich, daß Sie wenigstens —“

Sie brach ab. Alles Blut drang ihr zum Herzen. Auf dem Flur erkünten Schritte und wenige Augenblicke später trat Burghardt in das Zimmer. Er war sehr erstaunt, Dora zu sehen und bot ihr lächelnd die Hand.

„Sie hier, gnädige Frau,“ sagte er. „Warum haben Sie mir nichts von Ihrer Absicht gesagt, als wir uns vor wenigen Tagen in Berlin trennten?“

Ihre Augen blizten ihn munter an.

„Ich wollte meine Schwester überraschen,“ entgegnete sie. „Sie sehen, mein Vorhaben ist mir auch vollständig geglückt. Hedwig kann sich noch immer nicht von ihrem Erstaunen erholen.“

Sie trat auf Hedwig zu und sah ihr in die Augen.

„Auf Wiedersehen in Berlin, Kind,“ sagte sie leicht. „Ich hoffe, du bist mit mir zufrieden.“ —

„Sie wollen uns schon wieder verlassen, kaum daß Sie hier angekommen sind?“ fiel Burghardt ihr überrascht in das Wort. — Sie lachte.

„Glauben Sie, daß ich es länger als 24 Stunden hier ausziehen? Ich habe Hedwig wiedergesehen — was in aller

Welt soll ich noch hier! Einer Nur bedarf ich nicht. Ich bin leider so gesund, daß selbst die tollste Lebensweise mir nichts anhaben kann.“

Burghardt war mit seiner Frau allein in dem Zimmer zurückgeblieben. Sie hatte mit einem stummen Händedruck von Dora Abschied genommen. Sie war sehr aufgeregt und kämpfte mit sich, ob sie Burghardt sagen sollte, was sie vor wenigen Augenblicken erlebt. Es fiel ihr schwer aufs Herz, daß sie ein Geheimnis hatte vor ihrem Manne. Er wußte nicht, wer der Vater ihres Kindes war. Sie war eine zu schüchterne, zurückhaltende Natur, um aus eigenem Antriebe den Schleier zu lüften, der über der Vergangenheit lag, und Burghardt liebte seine Frau zu sehr, um mutwillig die Erinnerung vergangener Schmerzen in ihr heraufzubeschwören. Nun war ihr der Gedanke unerträglich, ihrem Manne zu verheimlichen, was sie soeben erfahren hatte, und doch empfand sie eine heimliche Furcht, an der Vergangenheit zu rühren.

Burghardt beobachtete verstohlen seine Frau. Er sah, daß sie etwas auf dem Herzen hatte und mußte lächeln, als er ihre vergeblichen Anstrengungen sah, ihre Aufregung seinen Blicken zu verbergen. Dann litt es ihn nicht länger in dieser Untätigkeit. Er trat zu Lisbeth und zog sie neben sich auf einen Stuhl.

„Was ist dir, liebes Weib,“ fragte er und küßte ihren Mund. „Willst du mir nicht sagen, was dir widerfahren ist?“

Sie schlang die Arme um seinen Hals und lehnte ihren Kopf an seine Brust. So blieben sie wohl eine Stunde lang beieinander — sie, leise und abgebrochen erzählend von vergangenen Tagen und jede Faser ihres Herzens bloslegend vor dem geliebten Manne; er, ernst und ruhig, ohne durch ein Wort ihre Weichte zu unterbrechen. Nur mitunter glitt seine Hand lieblos über ihren blonden Scheitel und seine Lippen berührten die ihren lange und innig. Dann drückte er sie fester an sich und sie sah zu ihm auf und in seine Augen, die mit leidenschaftlicher Innigkeit auf ihr ruhten.

Die beiden Schwestern hatten inzwischen das Haus verlassen.

„Laß mich mit dir gehen,“ hatte Hedwig gesagt, als Dora, kaum daß die Thür sich hinter ihnen geschlossen, mit einer ungeduldigen Bewegung ihren Arm abstreifte. Dann waren sie stumm nebeneinander hingegangen. Nun hatten sie Doras Wohnung erreicht und noch war kein Wort zwischen ihnen gefallen. Dora hatte sich mit einem tiefen Seufzer auf dem Sopha ausgestreckt und die Augen geschlossen. Sie schien es völlig vergessen zu haben, daß Hedwig neben ihr stand und angstvoll auf sie niederah. Nun schlug sie plötzlich die Augen auf und sah Hedwig finster an.

„Bist du immer noch hier,“ sagte sie heftig. „Was willst du von mir? Nun ist ja alles gekommen, wie du es gewollt hast. Oder liegt dir das Glück deiner Freundin so sehr am Herzen, daß du nicht Ruhe findest, bis ich den Staub von meinen Füßen schüttele und dich von deiner Furcht befreie? Sei unbesorgt — Ihr habt von mir nichts mehr zu fürchten.“

In leidenschaftlicher Bewegung kniete Hedwig neben dem Sopha nieder und faßte Doras Hände. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Sie hätte in diesem Augenblicke das Glück ihres ganzen Lebens hingeben mögen, um ihrer armen Schwester zu helfen und brachte doch kein Wort über ihre zukenden Lippen. Dora mußte lächeln, als sie Hedwigs Aufregung sah — ein müdes, wehmütiges Lächeln, das die Tränen in Hedwigs Augen lockte.

„Kind,“ sagte sie, „wie soll ich es dir recht machen? Du bist eine sehr anspruchsvolle kleine Person. Am Ende verlangst du noch, daß ich mich glücklich fühle in dieser elenden Resignation, die mir das Schicksal auferlegt hat. Lieber Gott — warum mußte sie auch gerade meine Frau werden!“ —

Sie sprang auf und schritt durch das Zimmer, ruflos, mit geballten Händen und stiegenderem Atem, als fürchte sie sich vor ihren eigenen Gedanken.

„Glaubst du, ich hätte getan, was ich jetzt tue; ich wäre mit leeren Händen meines Weges gegangen, ärmer und elender

als je zuvor — wenn eine andere als sie mir entgegengetreten wäre als sein Weib," fuhr sie schneller fort. „Nein, und tausendmal nein — und wenn sie und ich und wir alle dabei zugrunde gegangen wären!" —

Sie blieb stehen und sah mit bitterem Lächeln auf Hedwig nieder.

„Warum bist du auf einmal so still," fragte sie höhniſch. „So sprich doch — gib mir gute Ratschläge, weiſe Lehren, wie ich mich mit philoſophiſchem Gleichmut auch über dieſes Letzte hinwegſetzen ſoll. Du biſt doch ſonſt ſo klug! Soll ich einen Wohltätigkeitsverein gründen oder fremder Leute Kind an Kindesſtatt annehmen und mir einbilden, daß ich das Kind fremden Leichtſinns liebe? Oder was für ein gottgefälliges Werk rätſt

du mir ſonſt noch an, um mir über den Ekel und die Längeweile meines Lebens hinwegzuhelfen?" —

Sie war auf das Sopha niedergeglitten und hatte die Hände über dem Kopfe zuſammengeschlagen. Nun ſtarzte ſie mit brennenden Augen vor ſich hin und ein Zittern ſlog über ihr Geſicht.

„Die Glückliche!" ſagte ſie leiſe und nickte mechaniſch mit dem Kopfe. — „Wie ſie einander lieben! — Und das Kind!" Sie ſchloß die Augen. „Und ich" — ſie lächelte bitter — „ich habe niemanden."

Sie ſtand haſtig auf und zog die Glocke.

„Bereiten Sie alles für unſere Abreiſe vor," ſagte ſie zu dem betroffenen dreinſchauenden Mädchen. „Wir fahren mit dem nächſten Zuge nach Hauſe." (Schluß folgt.)

Die Jobſiade.

Juſt ein Jahrhundert mag verfloſſen ſein, ſeitdem zu Hamm in Weſtſalen ein Büchlein erſchien von ſeltſamem Inhalt, deſſen gleichen man noch niemals geſehen. Das Opus war betitelt:

Vollkraft ſeines Schaffens und hatte eben ſeinen Egmont vollendet, und Schillers Genius nahm ſeinen Flug in ſeinen drei erſten kraftgenialiſchen Dramen. In dieſer Periode mit



A. A. Kortum, der Dichter der Jobſiade.



P. Hafenclever, der Maler der Jobſiade.

„Leben, Meinungen und Taten von Hieronimus Jobſ, dem Kandidaten, und wie er ſich weiland viel Ruhm erwarb, auch endlich als Nachtwächter zu Schildburg ſtarb.“

„Born, hinten und in der Mitten
Geziert mit ſchönen Holzschnitten.
Eine Hiſtorie luſtig und ſein
In neumodiſchen Knittelverſlein.“

Solch grotesker Titel konnte begreiflicherweiſe nicht leicht mundgerecht werden und der Autor bezeichnete deſhalb ſein Werk, in Perſiſlage klaſſiſcher Werke, als die Jobſiade, nach welchem Namen man das Opus bald im größeren Publiſto nannte und heute noch nennt.

Das war eine Schüſſel voll derber Hauſmannskoft, eine Gabe grobkörnigen Humors! Sie dem Publiſtum zu bieten, dazu gehörte eine gute Portion moralischen Nutes. Denn man beſand ſich damals, in den Jahren 1783 und 1784, in der klaſſiſchen Periode unſerer Literatur. Leſſing hatte ſeinen glänzenden Feldzug für das Schöne und Wahre ſchon drei Jahre zuvor vollendet; die formſchönen Dichtungen Wielands waren zum großen Teil erſchienen; Goethe beſand ſich in der

Knittelverſen auf dem Plan zu erſcheinen, war auch für einen geiſtreichen Mann ein heroisches Unterfangen. Ohnehin war das Verſtändnis für humorſtiſche und ſatiriſche Dichtungen in der großen Maſſe wenig angeregt worden. Die intereſſanten Satiriker und Humorſten der Reſormationszeit haben entweder lateiniſch geſchrieben oder blieben ſpäter wegen ihrer Anſpielungen auf ihre Zeitverhältniſſe für weitere Kreiſe unvertändlich. Es ward auch nicht ſobald anders; ſelbſt der brillante Fiſchart konnte kein eigentlich populärer Schriftſteller werden. Es kam die öde Zeit des dreißigjährigen Kriegs, welche den Dvix'schen Plattheiten zu höchſtem literariſchen Ruhme verhalf. Auch die folgenden Perioden produzierten wenig bedeutendes im eigentlichen Humor; namentlich das komiſche Epos ward wenig angebaut und entſtand hauptſächlich durch Nachahmung ausländiſcher Muſter. Der „Renommist“ von Zacharia (um 1774) verdient vielleicht nicht die Berühmtheit, welche ihm verſchiedene Literariſthoriker eiſrigt zu erhalten beſtrebt ſind. Rabeners Satiren ſind harmlos und ſlach; Wielands Abderiten waren nicht vollſtändig genug; Liſcow drang nicht unter die Menge, und Lichtenberg begann erſt ſeinen Wiſ



Job's im Gramen. Gemälde von S. P. Hasenclever.

spielen zu lassen. Die Aeneide von Blumauer aber, die berühmte Travestie des Virgilischen Epos, erschien fast gleichzeitig mit der Jobiade.

So wagte sich der Autor der Jobiade auf ein wenig angebautes Gebiet, und zwar zu einer Zeit, da man seitens eines mit klassischem Geiste getränkten Publikums an die Herren Autoren sehr hochgespannte Anforderungen zu stellen pflegte. Was wollte die Jobiade mit ihren ungeschliffenen, allen Vorschriften von Kunst und Geschmack zuwiderlaufenden Knittelversen, mit ihren rohen, wie mit der Art zugehauenen Holzschnitten und mit ihren derben Wizen, bei denen sich einem hochverehrten Kollegio zünftiger Kunsttrichter die Haare emporsträuben mußten — soweit sie nicht der Perücke angehörten.

Aber sehen wir zu, wie die Jobiade entstand!

Karl Arnold Kortum (nicht Kortüm), der Verfasser der Jobiade (siehe Illustration S. 296), geboren 1745 zu Mülheim a. d. Rhur, studierte 1763 bis 66 Medizin in Duisburg, wo damals noch eine Universität bestand, und ließ sich 1770 in Bochum nieder, wo er mit großem Erfolge als Arzt praktizierte. Er ward Hofrat und starb 1824 zu Bochum.

Kortum besaß ein umfassendes Wissen; er gehörte zu den sogenannten Polyhistoren, zu den Gelehrten, die in vielen oder gar in allen Wissenschaften zuhause waren und die infolge der Ausbildung und Ausdehnung der Wissenschaften ausgestorben sind. Schon diese Tatsache dürfte gebieten, daß man die Jobiade, als das Werk eines schwer gelehrten Mannes, nicht oberflächlich nach ihrem ungeschlachten Aeußern beurteile, sondern auf ihren Gehalt prüfe.

Kortum, eine durchaus humoristisch und satirisch veranlagte Natur, hatte außer einer Reihe von wissenschaftlichen Werken, die ihm einen geachteten Namen erwarben, auch mehrere humoristisch-satirische Schriften erscheinen lassen, die aber wenig beachtet wurden. Erst die Jobiade, die 1784 erschien, schlug durch.

In eine kleine Stadt gebannt — Bochum mochte damals kaum 3000 Einwohner zählen — sah sich der lebenslustige junge Arzt auf die Gesellschaft der Elemente angewiesen, die in solch kleinen Städten so häufig dominiren. Gewöhnlich sind es das engherzige Spießbürger- und Philistertum, die trähwinklige Bureantratie und die dümelvolle Patrizierschaft, die in solchen Orten die haute volée, die „höheren Kreise“ bilden. Kortum, durch seine Bildung und seinen Geist turmhoch über seine trähwinklige Umgebung erhoben, aber dennoch auf sie angewiesen, wenn er überhaupt mit Menschen verkehren wollte, fand sein Vergnügen darin, die Schwächen derselben mit kritischem Auge herauszusuchen und sich innerlich über dieselben lustig zu machen. Und bald nicht bloß innerlich.

Man erzählte von ihm einen hübschen Streich, den er den Philistern Bochums gespielt hat. Als Lavater mit seiner Physiognomik auftrat und aus der Gesichtsbildung des Menschen die Charakterbildung erkennen wollte, sandte Kortum in Uebereinstimmung mit den Bochumer Größen deren wohlgetroffene Silhouetten nach seinem Vorgeben an Lavater, damit dieser die Charaktere aus denselben ableiten sollte. Nach einiger Zeit legte er die Antwort Lavaters vor, in welcher die Charakterchwächen der einzelnen schonungslos gegeißelt und lächerlich gemacht waren. Natürlich hatte Kortum die Silhouetten gar nicht an Lavater abgeschickt, sondern die angeblichen Antworten selbst verfaßt.

Aus diesem Philistertum gestaltete sich Kortum denn auch die Figuren zu seiner Jobiade. Dieselben sind fast sämtlich aus dem Leben gegriffen, und Kortum wußte ganz genau, daß seine heimatlichen Philister ihre wohlgetroffenen Porträts darin erkennen würden. Deshalb ließ er sein Gedicht anonym erscheinen.

Zunächst erschien das erste Buch allein, in dem geschildert wird, wie Hieronimus Jobs*), der Sohn eines Senators oder

Ratsherrn zu Schildburg in Schwaben, unter sonderbaren Vorzeichen geboren wird, wie er in den Schulen seiner Vaterstadt nicht viel lernt und wie er im achtzehnten Jahr zur Universität gesandt wird, um Theologie zu studiren. Mit diesem Studium nimmt es aber einen eigentümlichen Verlauf, denn, erzählt der Autor von dem jungen Hieronimus Jobs,

So gut als der beste Akademikus
Lebte er täglich in Floribus,
Und es wurde manche liebe Nacht
In Saufen und Brausen zugebracht.

Im Raufen und Schlagen fand er Vergnügen,
Täglich tat er in der Schenke liegen,
Ging aber auch alle zwei Monate einmal
Zur Abwechslung in den Kollegienaal.

Diese Vergnügen muß der alte Jobst so teuer bezahlen, daß er endlich seinen Sohn nachhause ruft. Hieronimus hält dort eine von einem andern verfaßte Probepredigt, die er auswendig gelernt hat und die sehr gut gefällt. Allein nun muß er ins Examen und fällt jämmerlich durch, wie denn der Autor mit Recht auf einem Bilde seine Gelehrsamkeit als einen leeren Raum darstellt. Die Examenzene ist eine der gelungensten in der ganzen Jobiade. Wir wollen nur zwei Antworten des Jobs geben. Man fragt den Herrn Kandidaten der Theologie, was ein Bischof sei, und er antwortet:

„Ein Bischof ist, wie ich denke,
Ein sehr angenehmes Getränk
Aus rotem Wein, Zuder und Pomeranzensaft
Und wärmet und stärket mit großer Kraft.“

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses
Gesah ein allgemeines Schütteln des Kopfes;
Der Inspektor sprach zuerst: Hem! Hem!
Drauf die andern secundum ordinem!

Man fragt Jobs nach den Aposteln und er antwortet:

„Apostel nennt man große Krüge,
Darin gehet Wein und Bier zur Genüge;
Auf den Dörfern und sonst beim Schmaus
Trinken die durstigen Burche daraus.“

Auf diese Antwort des Kandidaten Jobses
Gesah ein allgemeines Schütteln des Kopfes;
Der Inspektor sprach zuerst: Hem! Hem!
Drauf die andern secundum ordinem.

Jobs fällt mit Glanz durch, sein Vater stirbt vor Aerger und nun sinkt der Kandidat immer tiefer. Er wird Hauschreiber bei einem alten Herrn, wo er eine Jugendgeliebte als Kammerjungfer wiederfindet; da er die Liebchaft fortsetzt, wird er entlassen; dann wird er Schulmeister in Dhenwiz, wo er einen blödsinnigen neuen Katechismus einführen will, so daß die empörten Bauern ihn wegzagen; dann wird er Schauvieler, endlich kehrt er nach Schildburg zurück und wird Nachtwächter, nachdem er die Witwe des verstorbenen Nachtwächters geheiratet.

Und so wandelt er mit seinem großen Horn nachts durch die Straßen von Schildburg und singt, man möge Feuer und Licht wohl verwahren,

„Damit sich niemand etwa verbrenne
Oder sonst Schaden entstehen könne,
Und seid sehr wohl auf eurer Hut,
Hut, Hut, Hut, Hut, Hut tut gut.“

Und als treuer Nachtwächter wird er von Freund Hein geholt, denn

„Sowohl gegen die Paläste der Großen,
Als gegen die Hütten der Armen pflegt zu stoßen
Der überall bekannte Freund Hein
Mit seinem dürrn Knochenbein.“

So übersezt Kortum die bekannten Horazischen Verse: Pallida mors aequo pulsat pede etc.

1799 erschien eine neue Ausgabe mit zwei weiteren Büchern, die aber an Witz und Frische das erste nicht immer erreichen. Im zweiten Buch läßt der Autor den Hieronimus Jobs als

*) Kortum schreibt statt des richtigen Hieronimus Konsequent Hieronimus, was wir, der sachlichen Treue halber, für diesen Fall acceptirt haben.

*) secundum ordinem: der Reihe nach.

nur scheinot wieder erstehen; der verbummelte und zum Nachwächter gewordene Kandidat der Theologie wird zunächst Witwer, dann kommt er wieder empor und wird zuletzt doch noch Pastor, schließlich sogar ein reicher Mann. Im dritten Buch spielt hauptsächlich die Liebschaft zwischen Jobsens Schwester Ester und dem jungen Herrn von Ohnewiz, wobei auch die mehrfach illustrierte Liebeszene im Garten vorkommt:

„Sie tranken des Mondes Silbersehn
Und das Flimmern der lieben Sternelein.“

Alles dies ist in groben, verrankten, ungelentken, allen Regeln der Kunst hohnsprechenden Knittelversen abgefaßt, die auf den ersten Blick abgeschmackt erscheinen können. Aber bald findet man, daß diese Form dem Gegenstande auf den Leib zugeschnitten ist. Denn die Torheiten und Schwächen der Zeitgenossen, die Kortum ins Auge gefaßt hat, in ernster und würdigerer Form darzustellen, würde dem Ganzen einen andern Charakter gegeben haben. Man kann zwar sonst sicherlich nichts dagegen einwenden, wenn auch die Karrikatur innerhalb gewisser Kunstgrenzen sich bewegt. Allein hier soll die absichtlich verlotterte Form offenbar dazu dienen, die Komik des Ganzen zu erhöhen und den Leser gleichsam zu zwingen, die geschilderten Schwächen und Gebrechen der Zeitgenossen nur humoristisch und mit unverwüßlichem Spott aufzufassen. Bei alledem sind tiefangelegte Zeit- und Sittengemälde in dem burlesken Gedichte enthalten; niemand, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, wird geschont, der Schwächen aufweist. Da werden gründlich verhöhnt der Dünkel und die Beschränktheit der Kleinstädter, die Unfähigkeit der Schulmeister, das Treiben der Geistlichkeit, die Einbildung des Adels, das zopfige, mit Perrücken behängte Gelehrtentum, die eitlen und wollüstigen Weiber, kurz, die hervorstechendsten Mängel der Zeitperiode, die nach lebendigen Originalen möglichst getreu dargestellt sind.

Während die zünftigen Kritiker, die sich mitgetroffen fühlten, die Jobsiade als „heillose Neimerei“ und als „ekelhafte Dunsquillensammlung“ aufs heftigste angriffen*), fand das Publikum die Bedeutung des Gedichts besser heraus. Die Jobsiade erwarb sich einen ungemein großen Leserkreis und wurde mehrfach aufgelegt. Man erkannte sofort, daß in der Jobsiade die Schwächen der Zeit gezeichnet waren, und ergötzte sich umsomehr daran, als damals die meisten Poeten die Zeiterscheinungen, so sehr sie des Spottes würdig waren, nur zu loben wußten.

Wenn man sonach an die Jobsiade einen eigentlich künstlerischen Maßstab nicht legen kann, so bildet doch das Ganze ein höchst interessantes und wertvolles Kulturbild, das uns, trotzdem es soviel menschliche Erbärmlichkeit an den Tag zieht, doch nicht trübe zu stimmen vermag, denn des Autors unerschöpflicher Quell von Humor und Ironie hebt den Leser zu jener leichteren Auffassung empor, die über menschliche Erbärmlichkeit lachen läßt, statt daß man sich darüber in Aerger oder Trauer versenkt.

*) Unter den neuern Literaturhistorikern fand sich der sonst so geistvolle Gervinus bewogen, an der Jobsiade in affektirter Bornehmtheit vorüberzugehen. Eine Gervinus'sche Kritik des Gedichts wäre doch für das Publikum erprießlicher gewesen.

Die drastischen Szenen der Jobsiade mußten auch ihren bildlichen Darsteller finden.*) Und er fand sich in dem bekannten Maler Johann Peter Hasenclever (s. Bild S. 496), geboren 1810 zu Remscheid, gestorben 1853 zu Düsseldorf. Hasenclever, ein Sohn des Volkes, der unter schweren Mühen und Kämpfen sich emporgearbeitet, hat durch eine Reihe von vortrefflichen Bildern, wie die berühmte Weinprobe u., sich einen dauernden Ruhm erworben. Die Jobsiade war Lieblingslektüre seiner Jugend und die Illustration des ganzen Gedichts war eine Lieblingsidee des jovialen und lebenslustigen Künstlers. Er hat eine Reihe von Szenen des Gedichts illustriert. Wir geben eines der besten und gelungensten Bilder, nämlich Jobs im Examen (s. Seite 497).

Wenn einerseits bei dem unglückseligen Kandidaten Jobs sich die Angst und Verzweiflung totaler Unwissenheit vortrefflich ausdrückt, so hat andererseits in der Darstellung der Examinatoren der Maler offenbar die innersten Gedanken des Dichters erraten. Sie ist unübertrefflich, diese Sammlung von Gelehrtentypen des vorigen Jahrhunderts. Auf jedem Gesicht steht eine andere und eine größere Lächerlichkeit geschrieben, aus der Gesamtheit aber mag man die Summe von Dünkel, Pedanterie und Arroganz erkennen, die in dem größten Teile der damaligen Gelehrtenwelt heimisch war. Diese in Holz oder Stein verwandelten Menschen halten das bißchen armjelige Schulweisheit, die sich unter ihren staubigen Perrücken verbirgt, wirklich für den Gipfelpunkt menschlicher Vollkommenheit. Wie sie dasitzen im Vollgefühl ihrer Erhabenheit:

„Bei dieser Antwort des Kandidaten Jobses
Entstand ein allgemeines Schütteln des Kopfes;
Der Inspektor sagte zuerst: Dem! Dem!
Drauf die andern secundum ordinem.“

Und so dumm der arme Jobs auch aussieht — unter seinen Examinatoren mag mancher sein, von dem man mit Heine sagen möchte, daß er „in der Dummheit fast ein Genie“ sei.

Und diese Sorte von „Gelehrten“ ist heute keineswegs ausgestorben, weshalb das Bild des rheinischen Malers auch heute seinen besondern Wert hat und haben wird, so lange es dümmelste Hohlköpfe gibt, die sich mit angeblicher Gelehrsamkeit brüsten.

Dem lustigen Dichter und dem lustigen Maler der Jobsiade aber weicht man gern heute ein anerkennendes Wort, da nunmehr das hundertste Jahr voll wird, seitdem der Kandidat Jobs ins Land gegangen,

„Eine Historie, lustig und fein,
In neumodischen Knittelverselein“

und

Männiglich in den deutschen Landen

ergötzt und erfreuet hat, mit Ausnahme derer, so in den Figuren der Jobsiade ihr eigen Konterfei erkannt. Welche sich weniger gefreut haben mögen.

Wilhelm Bloß.

*) Auch Wilhelm Busch hat Bilder zur Jobsiade gezeichnet.

Das Problem des Lebens.

Es ist kein Paradoxon, wenn man behauptet, daß der Fortschritt der Wissenschaft nicht darin bestehe, Rätsel zu lösen, sondern in jedem Rätsel neue Probleme zu entdecken. Die Geschichte der Philosophie beweist das, wie die Geschichte jeder Wissenschaft. Die alten Fragen, welche das philosophische Denken seit jenem Tage beschäftigten, wo der Mensch anfing, über seine Stellung und Bedeutung im Laufe der Dinge nachzutrübeln, sie sind auch jetzt noch ungelöst, nur ihre Form hat sich in der Entwicklung des spekulativen Sinnes je nach dem Standpunkte, von dem aus man sie betrachtete, vielfach verändert, und wenn es auch nach wie vor die Aufgabe der Philosophie geblieben ist, die letzten Gründe des Seins und Erkennens aufzudecken,

das einzige wahrhafte Resultat, das sie von den Eleaten bis auf Kant zu verzeichnen hat, ist nur die Darlegung der unendlichen Schwierigkeiten, auf welche die Versuche zur Lösung dieser Aufgabe gestoßen sind. Man kann es daher sehr wohl verstehen, wenn einerseits immer und immer wieder jeder Aufschwung der Spekulation mit dem äußersten Skeptizismus und vollständiger Indifferenz diesen höchsten Fragen gegenüber endete, und wenn andererseits diejenige Richtung, welche sie nicht fallen lassen wollte, ihre Beantwortung von ganz andern Methoden und Untersuchungen erwartete, von Untersuchungen, die, auf alle abstrakten Prinzipien verzichtend, bisher unsere Kenntnis von der Welt und ihren Verhältnissen im höchsten Maße bereichert

hatten. Gerade dies hat der Naturwissenschaft für philosophische Fragen eine ungemaine Bedeutung verliehen, die indessen vielfach überschätzt wird, am meisten natürlich von den Naturforschern selbst. Durch ihre Erfolge kühn geworden, suchten sie den Kreis ihres Gebietes stetig zu erweitern, trachtete sie darnach, nicht nur die Verhältnisse, sondern das Wesen und Prinzip der Welt in fortgesetzter Analyse zu erforschen. Sie kümmerte sich dabei nicht um logische und erkenntnis-theoretische Untersuchungen, sie operierte einzig und allein mit dem Bewußtsein, daß in einem Problem alle Probleme stecken und daß daher die Lösung aller aus der Lösung eines einzigen sehr gut abgeleitet werden könne. Was man am kleinsten Ende entdeckte, mußte auch am größten wirksam sein; die Kraft, welche den Stein zur Erde zieht, bewegt auch die Planeten in ihren Bahnen. Ihr erstes Bemühen war daher, Tatsachen festzustellen, ihr zweites, diese Tatsachen in einen kausalen Zusammenhang zu bringen. Was sie groß gemacht hat, sind die auf das Experiment gestützten Beobachtungen und die aus der Beobachtung gewonnenen Schlüsse, die sie durch Analogie auf andre Tatsachen übertrug. Dies ist die Grundlage des Positivismus. Mit ihm gewannen die alten Probleme wiederum eine ganz andere Gestalt und Fassung. Man studierte nicht mehr die allgemeinen Beziehungen, sondern das Einzelne abgelöst von seinen allgemeinen Beziehungen. So z. B. faßte man die Frage der Unsterblichkeit nicht mehr nach der Seite hin auf, daß diese durch die unendlich zahlreichen Fäden bedingt sei, welche das natürliche und sittliche Leben des Menschen mit einem Urgrunde des Seins verknüpfen, sondern man entschied sie einzig und allein aus den Tatsachen der Physiologie. Das spekulative Denken war groß im Generalisieren, das positivistische ist es im Detaillieren. Alle höchsten Fragen sind damit im Grunde genommen auf eine einzige reduziert: Was ist die Quelle des Lebens?

Auch hierbei ging man in der Betrachtung von dem Ganzen auf das Theilbildende. Humboldt hatte in den ersten Jahren seiner wissenschaftlichen Arbeiten noch an der alten, spekulativen Richtung festgehalten und eine besondere Lebenskraft, welche den organischen Bildungen verliehen sei, verteidigt, aber den immer mehr in das Einzelne sich vertiefenden Beobachtungen gegenüber wagte der Altmeister moderner Forschung es schließlich nicht, seine Behauptung aufrecht zu erhalten. Chemie und Physik beieferten sich, an den Schranken zwischen unbelebter und belebter, anorganischer und organischer Natur zu rütteln und die Kräfte allein für maßgebend und wirklich zu erklären, deren Gesetze man gefunden hatte. Daß dieselben in allen Lebenserscheinungen tätig sind, war aus einfachen Beobachtungen schon klar geworden, aber daß nur sie tätig seien, konnte man erst behaupten, wenn der eigentliche Träger des Lebens gefunden und in ihm keine andern als physikalische und chemische Kräfte nachgewiesen waren.

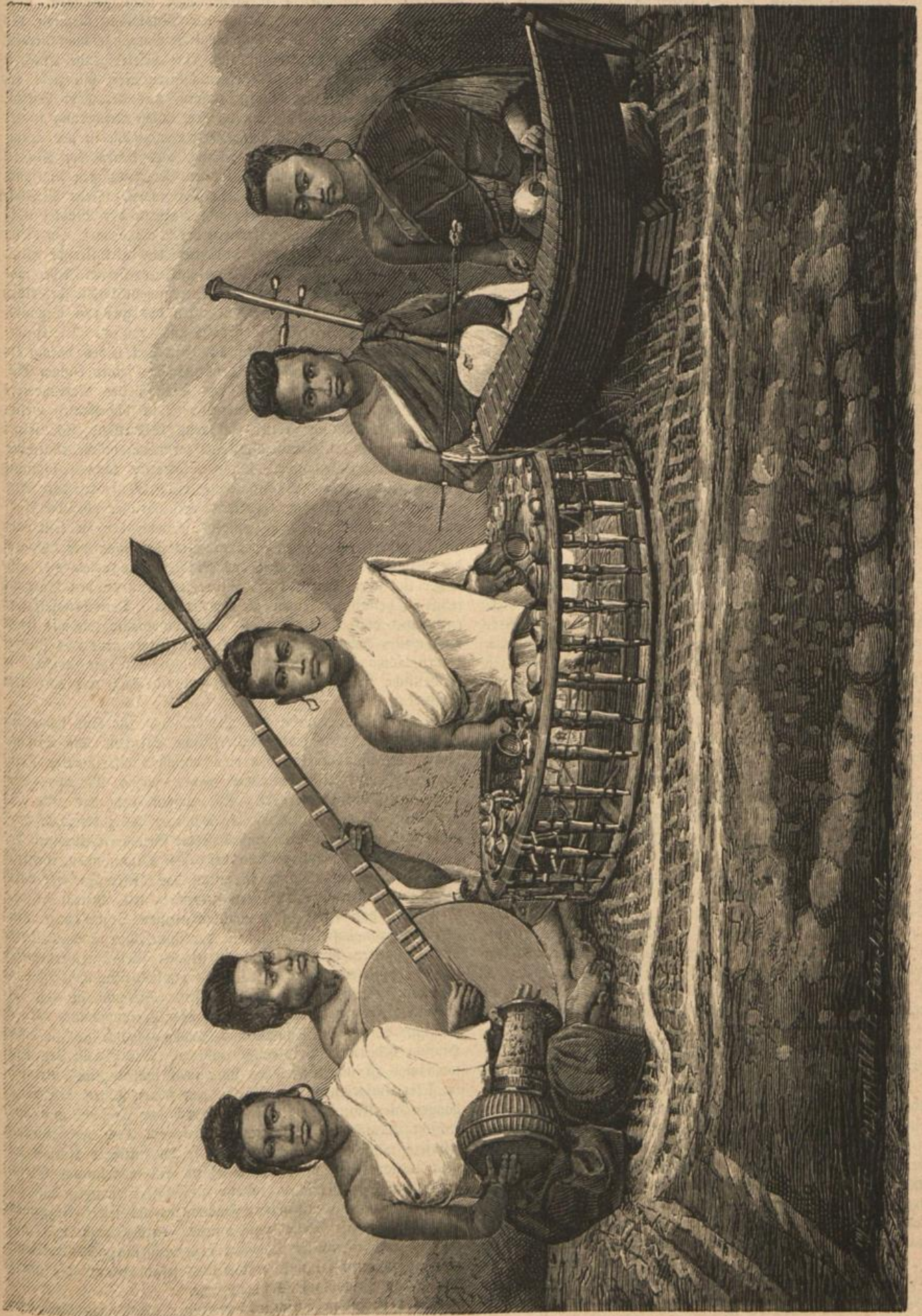
Diesen Träger des Lebens hat jetzt die minutiöseste und sorgfältigste Untersuchung entdeckt. Ob und inwiefern damit das Problem des Lebens selbst gelöst ist, wird unsere Darlegung ergeben, nachdem wir zusammengestellt haben, was nach den Forschungen eines Schleiden, Reink, Schwiz, Strasburger und v. Hanstein als Tatsache nicht mehr zu bezweifeln ist.

Jeder pflanzliche oder tierische Körper ist aus einer unendlichen Fülle von kleinen Elementen aufgebaut, die unter dem Mikroskop sich als kleine Bläschen erweisen. Diese Entdeckung, daß keine andern Elemente als diese in dem Organismus vorhanden sind, bildet das Fundament der modernen Zellenlehre. Ein solches Bläschen oder eine solche Zelle besteht wiederum aus zwei Teilen, einer Zellenhaut und einem Zellenleibe. Der Zellenleib, wie er sich bei den niedrigsten, einzelligen Pflanzenorganismen darstellt, ist nichts andres als eine scheinbar ganz struktur- und formlose Masse von zähflüssiger, schleimiger Konsistenz, mit zahlreichen Körnchen durchmischt und von weißgrauer Farbe. Die Wissenschaft nennt sie Protoplasma, um anzudeuten, einmal, daß wir hier den lebendigen Stoff im Anfangsstadium seiner organisierten Ausgestaltung vor uns haben, dann aber ganz besonders auch, daß wir in diesem Stoffzustande den

faktischen Ausgangspunkt zu allen, auch den höchst organisierten Pflanzen- und Tierleibern haben. In dem Protoplasma selbst ruht ein rundliches, geheimnisvolles Gebilde, der Zellkern, aus ungleichen Schichten zusammengesetzt, die in bestimmter Weise geformt und gebildet sind. Meistens hat jede Zelle ihren Kern, es gibt jedoch Zellen, die keinen, und solche, welche hunderte und tausende von Kernen in sich tragen. Strasburger hält es für ausgemacht, daß jeder Zellkern nur wieder aus einem andern Zellkern entspringen könne, und daß zweitens bei einer Teilung der Zelle nur diejenigen Tochterzellen lebens- und entwicklungsfähig seien, welche einen solchen Kern enthalten. Das Leben der Zelle ist also an den Zellkern gebunden. An und in dem Protoplasma selbst herrscht ein ewiges Bewegen, nichts ist starr und fest, solid und kompakt. Die Körnchen rutschen hin und her, bald langsamer, bald schneller, zwischen ihnen fließen Bächlein in entgegengesetztem Lauf gegeneinander. Der Zellkern folgt ruhelos den Verschiebungen, die sich der feinen Fädchen und Bänder des Protoplasma bemächtigt haben und in denen er nur frei aufgehängt ist, er verrät am deutlichsten die ganze Bewegsamkeit des Zellenleibes, welche mit der eines Tierkörpers ungemain viel Ähnlichkeit hat. Die Untersuchungen an Pflanzen- und Tierzellen haben sogar keinen bemerkenswerten Unterschied ergeben, so daß auf dieser Stufe der Entwicklung die Einheit und Gleichheit der Lebenserscheinungen auch die Einheit des Ursprunges von Pflanze und Tier zu offenbaren scheint.

In diesem Zellenbewohner, den man mit Hanstein füglich „Protoplast“ nennen kann, vollzieht sich nun ein ganz bestimmter Kreislauf von Bewegungen, die bereits an entwickelten Organismen studiert waren: die sogenannte Assimilation und Desassimilation. Es sind dies Bewegungen chemischer Natur. Die Substanz des Protoplasten ist in einer unaussprechlichen stofflichen Umwälzung; die Stoffe, welche in diesem Moment noch seinen Leib an einem bestimmten Punkte zusammensetzen, sind im nächsten auseinandergesprenzt und durch neue ersetzt. Zwischen Aufbau und Abbruch, zwischen Assimilation und Desassimilation wogt der chemische Stoffumsatz hin und her; Reink hat ihn sehr bezeichnend mit einem „Strom und Wirbel durcheinanderstürmender Atombewegungen“ verglichen. Der Vorgang der Assimilation entspricht dem, was wir im gewöhnlichen Leben Nahrungsaufnahme nennen; er ist wesentlich eine chemische Reduktion, d. h. er löst gewisse Grundstoffe, wie Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel und Phosphor, aus ihren hoch oxydierten, einfach und fest gefügten Verbindungen und verwendet sie einesteils dazu, den Leib des Protoplasten und sein Gehäuse herzustellen, andernteils dazu, seine Speisevorräte anzulegen. Zu den Substanzen ersterer Bestimmung zählen die Eiweißsubstanzen mit dem „Plastin“ an der Spitze, zu der zweiten vorzugsweise die Zellfasersubstanz oder Cellulose, und zu der dritten — der Anlegung der Speisevorräte — das Stärkemehl und Glykogen. Eine wunderbare Kette der kompliziertesten Prozesse, aus denen sich der Aufbau des Lebens ergibt. „Mikroskopisch klein sind die chemischen Werkstätten, unbedeutend die Stoffauswahl, über die sie verfügen, minimal die absoluten Mengen, mit denen gearbeitet wird, nichts sagend die äußern Hilfsmittel, die zu Gebote stehen, überaus großartig dagegen erscheinen die Erfolge in den Augen eines jeden Chemikers, wenn er sie mit den Resultaten seines Laboratoriums in Parallele stellt. Die einfachste Pflanzenzelle offenbart ihm da eine Darstellungskunst, welche auch die Gelehrtesten und Geschicktesten seines Faches ihr nicht abzulernen vermocht, eine Kunst, die eine so genaue Stoffkenntnis voraussetzt, wie sie nie ein Chemiker besitzen wird, und eine so sichere Handhabung der Stoffe, zu der es nie ein Sterblicher bringen wird.“ (Dressel, Der belebte und unbelebte Stoff, S. 31.)

Dieser Assimilationsprozeß der Pflanze hat eine ganz bestimmte Richtung. Einmal geht er darauf hinaus, zuletzt in den atomreichsten Eiweißkombinationen mit der größten innern Atomverschiebbarkeit die größte chemische Spannkraft oder Reaktionsfähigkeit zu erreichen, durch welche diese Stoffe von innen



Siamesische Musikanten. (Seite 515.)

heraus disponirt werden, bei der ersten besten Gelegenheit sich und andere Stoffe in den lebhaftesten Strudel chemischer Atombewegung hineinzustürzen. Zweitens wird in der Assimilation mit dem Stoffumsatz eine immer wachsende Einnahme von Wärme und damit an Kraft erzielt. Es folgt dies letztere nicht nur aus dem allgemeinen theoretischen Satz von der Erhaltung der Kraft und der Materie, die Thermochemie hat es sogar durch Experimente nachgewiesen und hat die bei der Assimilation gewonnene Wärme und die durch sie dargestellte Energie genau gemessen. Aus keiner anderen Quelle stammt sie als aus der Sonne, der Trägerin und Erzeugerin der gesammten Energie, die in unserm Erdsystem aufgespeichert wird.

Mit dem Vorgange der Assimilation ist zugleich der der Desassimilation verbunden. Neben einer Aneignung von Atomen geht eine Freilassung derselben aus dem Organismus des Protoplasten unmittelbar nebenher, nicht plötzlich und stürmisch, sondern langsam und geordnet, indem die ausscheidenden Stoffe durch den Protoplasten in immer einfachere, energieärmere Verbindungen hinabgeführt werden, bis sie in vollständiger Freiheit wieder in den ihrer Assimilation vorangehenden Zustand versetzt sind. Bei entwickelten Organismen nennt man diesen Vorgang Atmung. Daß diese freiverdende Energie eben zum Zweck der Selbstbewegung von dem Protoplasten gebraucht wird und daß, wie in den Tieren jede Bewegungsarbeit der Muskeln eine ihr proportionale Verbrennung organischer Substanz und eine ihr äquivalente Kräfteerzeugung zur Voraussetzung hat, so auch in der Zelle bei jeder Protoplasmacontraktion ein Teil der Plasmasubstanz verbrannt und veratmet wird, haben Kühnes Untersuchungen überzeugend dargetan.

Die Wichtigkeit der Assimilation und Desassimilation für das Leben ist also klar: die Assimilation bereitet die Bewegung der Zelle vor, die Desassimilation führt sie aus. Es ist vielleicht interessant hervorzuheben, daß die Pflanzenzellen mit ihrer durch Verbrennung erzielten Energie viel ökonomischer umgehen als unsre besten Dampfmaschinen. Der Verbrennungsprozeß verläuft so, daß keine Erwärmung über die Temperatur der Umgebung stattfindet und daß die der Atmung entstammende lebendige Kraft fast ganz den Arbeitsleistungen zugute kommt, während bei unsern Maschinen die Arbeitsleistung stets nur ein Bruchteil der Betriebskraft ist.

Zu diesen chemischen Bewegungen in der Zelle kommen dann noch die Bewegungen des Zellensaftes, der in den Lücken des Protoplasmas enthalten ist und als Träger und Behälter aller der Nähr-, Umsatz- und Auswurfstoffe fungirt, welche bei obigen chemischen Prozessen in Betracht kommen.

Diese drei Arten von Bewegungen: Protoplasma-, Kreislauf und Zellensaftbewegung, sind in den verschiedenartigen Zellen in verschiedener Weise wirksam. Aber die Hauptsache ist überall sich gleich, nämlich die Grundeigenschaft des Protoplasmas, die „Kontraktibilität“. Jeder Zellenbewohner vollzieht dieselben rhythmischen Bewegungen des sich Zusammenziehens und Ausdehnens, des sich Verbreiterns und Vershmälerns in seinem festen Protoplasma, und diese selbst bilden die eigentliche und letzte Triebfeder, aus dem alle andern Plasma-bewegungen hervorgehen. Die Kontraktionen der festen Plasmasubstanz geben in erster Instanz den mechanischen Antrieb zu den Bewegungen, durch die der Protoplast seinen Leib reckt, windet und dreht, in zweiter Instanz aber auch zu den Bewegungen, durch die er alle Teile seines Körpers in stets erneuter Berührung mit der Nährflüssigkeit, dem Zellensaft, bringt, in dritter Instanz endlich zu dem chemischen Stoffwechsel seines Leibes, ebenso wie der entwickelte Tierkörper es den Muskelzuckungen verdankt, wenn er sich fortbewegen, wenn sein Blut zirkuliren und die chemischen Vorgänge der Assimilation und Desassimilation in seinen Geweben sich vollziehen können. Und wie hierbei alle diese Vorgänge wiederum im Kreislaufe lebend auf den Muskel einwirken, so werden auch die primitiven Protoplasmazuckungen im Kreislaufe des ganzen Prozesses wiederum durch die andern Bewegungen regenerirt und gefördert. Diese Kontraktionsfähigkeit des pflanzlichen Protoplasmas

im einzelnen darzulegen ist bisher noch nicht gelungen, aber nichts hindert, ihr Analogon in der Muskelkonzentration des Menschen zu finden, deren physiologische Vorgänge man bereits eingehend erforscht hat, wenn auch eine befriedigende Klarheit noch nicht gewonnen ist. Auf einen äußern Reiz hin zieht der Muskel die zahlreichen dünnen Fasern, aus denen er besteht, zusammen und dehnt sie dann wieder. Diese Aenderung in der Gestalt der Fasern ist die Folge einer Aenderung in der räumlichen Verteilung sämtlicher Atome, aus denen der Muskel zusammengesetzt ist. Mit diesen lokalen Verschiebungen sind auch chemische und physikalische Prozesse verbunden. Jede Muskelzuckung erregt einen Stoffverbrauch, weshalb der Muskel nicht unauhörlich arbeiten kann, sondern der Ruhe bedarf. In dieser Zwischenzeit der Ruhe wird er durch das zirkulirende Blut, welches neue Nahrungstoffe ihm zuführt, regenerirt. Aber was besonders bemerkenswert ist, die Bewegungstätigkeit desselben wird höchst zweckmäßig den Bedürfnissen des ganzen Organismus von ihm selbsttätig angepaßt und regulirt. Die Untersuchungen von Heidenhain, Fick und Harteneck haben darauf ein interessantes Licht geworfen. Schon vermöge seiner eignen Einrichtung und nicht etwa durch den Einfluß des Nervenreizes arbeitet der Muskel um so energischer, je größer der Widerstand ist, den er zu überwinden hat, je größer der Widerstand sich seiner Arbeit entgegensetzt. Er ist also keine termodynamische Maschine, wie etwa die Lokomotive. Keine Lokomotive kann selbständig das Zufließen der Wärmeenergie nach Maßgabe der Last, welche sie zu ziehen hat, reguliren, noch weniger aber die Ausnutzung des zufließenden Dampfes je nach der zu leistenden Arbeit moderiren. Zugestanden muß werden, daß der Apparat des Protoplasmas mit dem des Muskels verglichen viel einfacher ist, aber Dressel hat wohl recht, wenn er den Vorgang selbst in beiden für einen gleichen erklärt. Den Muskelfasern entsprechen die „Plastinfibrillen“ im Protoplasma, die wir sofort noch weiter kennen lernen werden, dem Blute aber das flüssige Zellenplasma nebst dem Zellensaft. Die Energie, welche in mechanische Arbeit umgesetzt wird, entquillt hier wie dort dem Stoffwechsel.

Eine zeitlang wurde das Protoplasma für eine homogene Masse erklärt, ohne jede charakteristische Struktur und Organisation, für nichts weiter als eine einfache, eiweißartige Substanz. Reines Untersuchungen haben dieses Märchen vom „lebenden Eiweiß“ zerstört. Wir wissen jetzt, daß alle Organismen, die niedrigsten wie die höchsten, aus zahlreichen Verbindungen aufgebaut sind, und daß die Grunderscheinungen des Stoffwechsels dem entsprechend bei allen Organismen identisch sind. Ein zweites wichtiges Resultat, das dieser Forscher durch die minutiösesten Beobachtungen gewonnen hat, besteht in dem Nachweis, daß selbst die unvollkommensten Organismen nicht als Uebergangsglieder zwischen der unbelebten und belebten Materie gelten können; vielmehr ist das niedrigste Lebewesen dem menschlichen Körper chemisch und physiologisch näher stehend als dem unbelebten Eiweißklümpchen. Sodann ist jetzt die überaus feine, neartige Struktur des Protoplasmas entdeckt worden. Namentlich Schmitz und Fromann haben sich in dieser Hinsicht bedeutende Verdienste erworben. Das Gerüst des Protoplasmas ist indessen weder starr noch unbeweglich, vielmehr in steter Umformung begriffen, in den feinen Fäden des Netzes hängen die Körnchen, Reinke ist jedoch der Ansicht, und diese Ansicht ist nicht ohne Bedeutung, daß ein Teil der Substanz fest sein müsse, es könne in einem so kontraktibeln Körper wie dem Protoplasma nicht ausschließlich ein molekularer Gleichgewichtszustand herrschen. Dann schließt er weiter, daß das Plastrin, im Verein mit andern Substanzen als festes Netzgewebe das Flüssige der Zelle umspannend, durchziehend und aufsaugend, der eigentliche Träger der abwechselnden Kontraktionen und Expansionen sei und in dieselben sekundär auch die übrige Masse des Protoplasmas hineinziehe.

Dies ist in wesentlichen Grundzügen alles, was die neuere Forschung über die niedrigsten Lebenserscheinungen gewonnen hat; weiter auf Details einzugehen, welche nur eine sekundäre

Bedeutung haben, halten wir hier nicht für angemessen. Es fragt sich nun, ob diese Resultate sich philosophisch verwerten lassen, d. h. ob wir durch sie die Berechtigung erhalten, das Problem des Ursprunges und Wesens aller Lebenserscheinungen für gelöst zu erklären. Da ist denn zunächst zu konstatieren, daß, wie sehr auch die Meinungen der verschiedenen Forscher einander gegenüberstehen, sie doch in einem Punkte mit wenigen Ausnahmen übereinstimmen: alle Vorgänge, die in dem Protoplasma beobachtet werden, sind physikalisch-chemischer, d. h. mechanischer Natur. Gewiß kann nicht daran gezweifelt werden, daß die Pflanze sich auf rein mechanischem Wege aufbaut, daß diejenigen Kräfte in ihr wirksam sind, aus denen auch die unbelebte Materie ihre Bewegungserscheinungen ableitet. Eine andre Sache ist es jedoch, ob die mechanische Auffassung die einzige ist, unter der wir die Vorgänge des pflanzlichen und tierischen Organismus betrachten können. Es ist die Aufgabe des Mathematikers, alles Qualitative quantitativ aufzufassen, d. h. die Summe aller in ihren Eigenschaften differierenden Zustände auf reine Größenverhältnisse zurückzuführen. Die Sinnenwelt mit ihrem leuchtenden Farbenshimmer, ihren Tönen und Düften repräsentiert dennoch nichts andres als die verschiedenartigsten Lagerungsverhältnisse unendlich vieler Atome. Die Verhältnisse berechnen heißt indessen noch lange nicht das Wesen der Welt und ihr Prinzip definieren. Bekanntlich stellt es die Mathematik als Ideal hin, eine einzige, große Formel zu finden, welche sämtliche Weltengesetze umschließt und aus welcher sich die einzelnen als besondere Fälle mit leichter Mühe ableiten lassen. Damit wäre indessen noch lange nichts gewonnen: unsre Ueberzeugung von einem mechanischen Prozeß hätte nur ihren mathematischen Ausdruck gefunden. Wir haben, indem wir an die Betrachtung des Weltalls gingen, die Absicht gehabt, alles nach der formalen Seite hin aufzufassen, dürfen uns also nicht großer Entdeckung rühmen, wenn wir nachher auch wirklich alles formal auffassen. Dem eigentlichen Uegrunde des Seins, dem Weltprinzip sind wir dadurch um nichts näher gekommen. Im

Gegenteil, es erhebt sich sofort die andre Frage, ob die Natur des Gegenstandes, den wir unsrer Betrachtung unterziehen, nicht noch andre Betrachtungsweisen zuläßt als die rein formale, die wir als die nächstliegende zuerst berücksichtigen müssen. Es ist interessant, daß gerade der bedeutendste Forscher auf dem Gebiet der Zellenlehre, Kleink, sich wohl bewußt gewesen ist, wie die rein mechanische Auffassung der Lebenserscheinungen durchaus nicht allen wissenschaftlichen Anforderungen genügt. In seiner Einleitung zu den „Studien über das Protoplasma“ (1-81) äußert er sich, nachdem er hervorgehoben, daß er das Protoplasma schon für einen Organismus von kompliziertem Gefüge halten müsse, folgendermaßen: „Eine Konsequenz dieser Anschauung, auf welche ich in der Abhandlung nicht einzugehen beabsichtige, mag an dieser Stelle mit wenigen Worten angedeutet werden. Ich habe durch Versuche die Ueberzeugung gewonnen, daß ein im Mörser fein zerriebenes Plasmodium ebensowenig Protoplasma ist, wie eine zu feinem Pulver zerriebene Taschenuhr noch eine Taschenuhr sein würde. Beides sind Hauptwerke verschiedener Substanzen in genau bestimmten Mengenverhältnissen miteinander gemischt, aber ebensowenig wie die rein physikalischen und chemisch wirkenden Kräfte imstande sind, aus dem Gemenge von Messing, Stahl, Gold u. s. w. eine Taschenuhr zu bilden, ebensowenig werden sie aus dem zerriebenen Plasmodium ohne Mitwirkung eines andern Organismus wieder Protoplasma erzeugen können.“ Daß in jedem Organismus physikalische und chemische Kräfte wirken, davon ist dieser Forscher wie alle andern überzeugt, aber wie wir in unsrer Darlegung mehrfach betont haben, das Protoplasma ist darum noch keine Maschine, es steht sogar höher als die Taschenuhr. Sein Wesen ist, Bewegter und Bewegtes zu gleicher Zeit zu sein. Man hat mit andern Worten das Problem des Lebens nur eine Etappe tiefer gestellt. Mensch oder Protoplasma, in den Grundbedingungen sind die physiologischen Vorgänge dieselben. Das Rätsel ist nicht gelöst, es ist nur auf einen andern, kleinern Kreis übertragen. (Grenzboten.)

Londoner Bilder.

Von Heinrich Nonne.

IV. Die City.

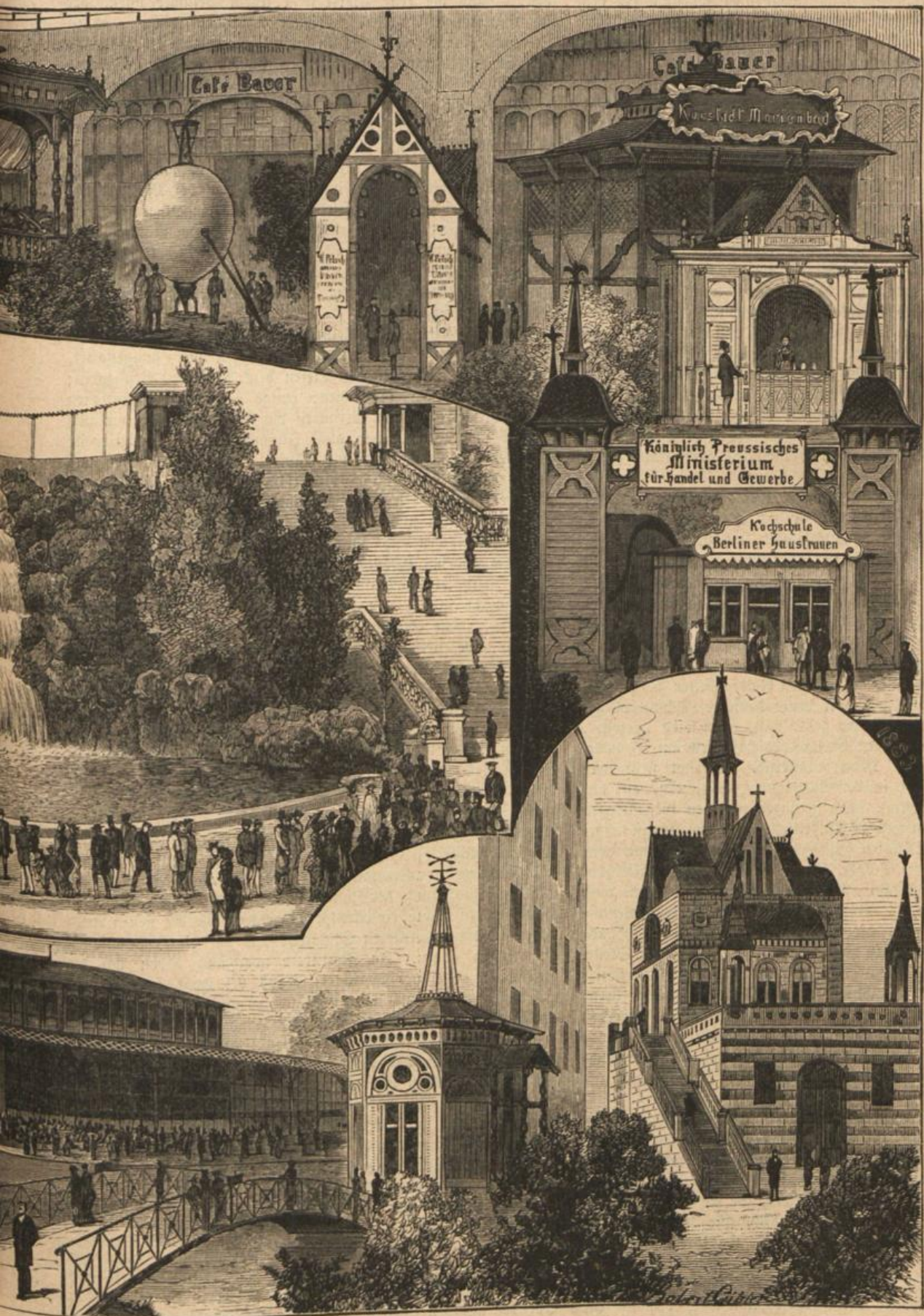
Der wesentlichste Stadtteil Londons ist die City, offiziell die City of London genannt. In ihm, als dem ältesten Bezirke, konzentrierten sich frühzeitig alle industriellen Unternehmungen, und noch jetzt ist die City durch mancherlei Privilegien getrennt von der kommunalen Verwaltung der übrigen Stadtbezirke. Sie hat ihren Lord-Mayor, der auch als erster Friedensrichter der City fungiert; sie hat ihre besondere Polizei, sie ist Sitz der mannichfachen Innungen und Gewerkschaften, die sämtlich zäh an uralten Pergamenten kleben, worin ihnen Vorrechte allerlei Art zugestanden wurden. In der Tat beschränkt sich die Arbeit der meisten dieser Gesellschaften auf Veranstaltung von Festessen, Verwaltung von Unterstützungsfonds; nur sehr wenige lassen sich die Gründung und Pflege von Hochschulen und anderen nützlichen Unternehmungen angelegen sein.

In der City findet man die Bank von England, die Börsen; Speicher ziehen sich südlich und nördlich von der Themse an ihr in endlosen Reihen entlang. Die City umschließt den Tower, der Zeuge der bedeutungsvollsten historischen Ereignisse seit circa 900 Jahren war, das Zollamt, den Hauptfischmarkt, den Hauptfleischmarkt und den Gemüsemarkt.

Obwohl die Pläne der Stadt die City nicht besonders markieren, fällt es doch nicht schwer, sie aufzufinden. London Bridge, die wesentlichste unter den 18, die Themse in London überspannenden Brücken, dient als Leitstern; die Omnibusführer (Fahrer und Biletteur) schreiben es an jeder Haltestelle oft und laut genug aus. Die Konduktoren werden nämlich sofort ihres Dienstes entlassen, wenn sie nicht Geschäftsinteresse zeigen, d. h. möglichst viele Fahrgäste aufzunehmen suchen, und so empfehlen

sie ihre Fahrgelegenheit marktschreierischer, als der Hansirer seine Waare. Wer sehen will, setzt sich aufs Verdeck und findet reichliche Augenweide; je näher man der City kommt, je stärker wird das Menschen- und Wagensewühl, und während der Geschäftsstunden können die Wagen nur schrittweise durch einige Hauptstraßen der City vorrücken. Man steigt ab und weiß sofort, daß man den Knotenpunkt des Welthandels betrat. Die Schutzleute zeichnen sich vor ihren Außenbezirkskollegen aus durch eine rotweiß gestreifte Binde am linken Arm; Geschäftsleute eilen hin und her, und nur wenige Frauen sieht man ängstlich übertrippeln. Bei jedem Straßenübergange kommen sie, ihrer minderen Beweglichkeit halber, in Gefahr, ein paarmal übergefahren zu werden; und da kommt ihnen der freundliche Policeman zu Hilfe und hemmt mit einer Handbewegung die Wagenreihen, bis er die Damen sicher auf den jenseitigen Fußsteig geleitet hat. Vom Omnibus herab sieht man kein Plätzchen der Straße, das nicht von einem Omnibus, einer Droschke oder einem Güterwagen eingenommen wäre, und es gehört große Gewandtheit dazu, Zusammenstöße zu vermeiden, ebensogroße vielleicht, sich zwischen den Gefährten hindurchzuwinden, wenn man die Straße kreuzen will. Betritt man die City von Westen her, so stößt man zunächst auf den Holborn Viadukt, eine noch junge architektonische Schöpfung: das erste mir bekannte Beispiel der Begleitung einer Straße über eine andere. Beide inbetracht kommende Straßen sind starke Verkehrswege, und nur durch die Ueberbrückung konnte der steten Verkehrsstockung abgeholfen werden. Die Eckhäuser an der Südseite haben doppelte Haushöhe; an der Nordseite sind zwei Treppenhäuser angebracht, welche auf die untere, überbrückte Straße leiten. Pferde und





Wagen haben allerdings einen Umweg zu machen, und mich wundert, daß die Londoner nicht schon einen Fahrstuhl für den Wagenverkehr angebracht haben. Wird diese Straßenüberbrückung fortgesetzt, so kann man sehr wohl eine auf den obersten Stockwerken der Unterstadt basirte Oberstadt einrichten. Die Häuser brauchen nur doppelte Höhe zu erhalten. Und in der That ist der Raum in der City so kostbar, daß jetzt bereits im Gegensatz zu den umliegenden Bezirken, die Häuser vier und fünf Stockwerke zählen. Dabei aber sind sämtliche Stockwerke in Lageräume oder Komptoirs umgewandelt. In der ganzen City wohnen sehr wenig Geschäftsleute; die Wohnungen sind billiger und bequemer weiter draußen, und nur hier und da haben die Schenkwirthe, Tabakkonisten, Speisewirthe sich eine Wohnung reservirt, weil sie bis spät Abends ihre Lokale offen halten. In den Geschäftshäusern, die speziell für die Geschäftswelt gebaut sind, findet man meist nur den Bizewirt, wenn sie nicht nach Schluß der Läden und Komptoirs ganz leer sind. Die neueren Geschäftshäuser haben ihresgleichen in Deutschland nicht; oft gleichen sie wahren Palästen, sind verschwenderisch ausgestattet, im Flur sitzt der Portier am Kaminfeuer, um Besucher in dem Labyrinth von Treppen und Korridoren zurechtzuweisen; nicht selten findet man 20, 30 und mehr Geschäfte aller Branchen in einem Hause vereinigt. Dagegen nehmen Banken und Versicherungsgesellschaften oft ganze Stockwerke, auch wohl ganze Häuser ein.

Auf den Straßen bilden Kommis das Hauptkontingent der Passanten, sie eilen zum Markt oder zur Börse; fallen auf dem Wege auch wohl in ein Frühstückslokal, wo sie Tee mit Zutaten oder derbere Fleischkost zu sich nehmen. Treffen sie mit Bekannten zusammen, so schweifen ihre Augen nach der nächsten Bierstube — der Engländer kann nicht gut an ihr vorübergehen —, zur Belebung der Freundschaft wird ein Schnaps getrunken, und beliebt ist es, um die Beche zu „tossen“, d. h. „Kopf oder Wappen“ (der Geldstücke) entscheiden zu lassen. Das tossen wird aber auch bei anderen Gelegenheiten verwendet; wenn bei Waarenauktionen zwei Leute dasselbe Höchstgebot gemacht haben, und keiner höher gehen will, dann wird „getost“.

In zweiter Linie fallen die Halbbeschäftigten auf, Fremde, auswärtige Käufer, die Läden musternd. Arbeiter sieht man hier weniger, sie sind in den Magazinen, Speichern, auf den Docks u. s. w. beschäftigt, oder sie jagen auf den Gepädwagen (die gemütlichen deutschen Rollfuhrwerke sind hier längst abgeschafft) ihren Arbeitsstätten zu. In der City findet man eben nur Packer, Kärner, Träger. Die eigentlichen Fabrikationsdistrikte liegen außerhalb. Arbeitslose finden sich leider auch überall in der City — Bummler nennt sie der Gedankenlose — und wo sie immer die Möglichkeit finden, durch Handreichungen einige Pence zu verdienen, sind sie sofort zur Stelle. Neben dem Fußsteig halten Obsthändler und Pennyartikel-Verkäufer ihre Waare feil, der Zündholzknabe ist sofort mit einem brennenden Zündhölzchen bei der Hand, wenn man sich ein Pfeifchen stopft, und vor der Börse haben Blumenhändlerinnen verlockende „Knopflöcher“ — wie der Engländer kurzweg die Knopflochsträußchen nennt — zu guten Preisen bereit. Ihre Kunden sind die Kommis.

Zur Börsezeit begeben sich auch die Prinzipale auf die Börse — sie klettern auf den „Gistbaum“, um sich die goldenen Früchte zu pflücken; und sie müssen sich wohl an das Gist gewöhnt haben — es bekommt ihnen sehr gut. Die Bank von England aber öffnet ihre Hintertore, um die Wagen hereinzulassen, in denen andere das im Schweiße des Angesichts jauer Erworbene sackweise hereinbringen, um ihrem Bankkonto aufzuhelfen. Es ist ihnen ja gleichgültig, daß es nicht der in Gold umgesetzte Schweiß ihres eigenen Angesichts, sondern der kapitalisirte Schweiß fleißiger Arbeiter war, den sie zur Hebung des Geschäfts bestimmen. Gegenüber der Bank von England findet man das Mansion-House, den offiziellen Palast des Lord-Mayors, der einen eigentümlichen Eindruck macht — ich meine den Palast, da die Frontseite ein griechisches hohes Säulenportiko zeigt, dem aber die notwendigen breiten Treppen

fehlen — nur schmale seitliche Aufgänge führen in enge Pfortchen — und die erste Pforte steht jedem Besucher offen, der sich einen englischen Friedensrichter anschauen will — es ist der Lord-Mayor selbst, der in prächtigem Tronsessel malerisch und würdevoll ruht, mit wallender weißer Perücke, während über seinem Haupte ein Schwert hängt, nicht das des Damokles, sondern das Richtschwert, die Rechte spielt mit dem Gänsekiel (die englische Stahlfeder wird auf dem Kontinente mehr verwendet als in England, wo noch oft die Gansfeder in Gebrauch), und ab und zu stützt er das Löwenhaupt — es muß für kindliche Gemüther ein tief eindringlicher, und von der Majestät des Gesetzes zeugender Anblick sein. Kläger und Angeklagter bringen sich ihre Zeugen mit, und fabrikmäßig arbeitet der Richter, stellt seine Fragen und schneidet alle langen Reden mit kurzer Entscheidung ab: um 11 Uhr beginnt die Arbeit, um 2 Uhr müssen sonndobiel Fälle abgetan sein, denn der Richter muß sein Lunch (Frühstück) nehmen.

Beim Eintritt der Dunkelheit erstrahlen die Läden in vollem Lichtglanze, sie sind verschwenderisch mit Gasbrennern ausgestattet, und entfalten so ihre tiefsten Tiefen dem Auge des Beschauers; Gas brennt außen und innen; einige größere Restaurationen haben Doppelreihen von Brennern vor der Hausfront, wie auch die Schlachter, bei denen diese Illumination als traditionelle Einrichtung zum Leitzern für Käufer dient. Im Westen und Süden der City hat sich die elektrische Beleuchtung eingebürgert, und die verschiedenen Systeme kämpfen noch um die Herrschaft auf den Straßen und in den Häusern. Im Westen breitet sich das Glühlämpchen aus und beherrscht in Newgate die Straße und die Läden. Größere Etablissements haben sich in der ganzen City die elektrische Beleuchtung angeeignet, und die Lichterpracht südlich von der Bank und der Börse grenzt ans Feenhafte. Alle Stockwerke, alle Fenster gleich hell erleuchtet, scheinen eine stetig wiederholte Illumination zu Ehren des Gottes Merkur. Von erhöhtem Sitzpunkte des Omnibus herab entschleiern die Lichter hier und da die gewaltigen Geschäftsräume der Banken und Versicherungsgesellschaften, in welchen ich — in einem Raume vereint — vierhundert und mehr Lampen zählte, denen ebenjoviele Clerks entsprechen. An anderen Stellen hat man einen Blick in Verkaufshallen, die platz für 2000 Menschen haben. In prächtiger Ausstattung bergen sie große Schätze an heimischen und fremden Produkten. Auch Zeitungsherausgeber ahmen diesen Styl nach; in Fleetstreet befindet sich ein solcher Zeitungspalast, mit Marmorssäulen, Teppichen, Kronleuchtern u. ausgestattet, zur Entgegennahme von Anzeigen und zur Austeilung der Zeitungen an die Verkäufer. Vor dem Hause halten leichte einspännige Wägelchen, die die neuen Ausgaben in die entfernteren Stadtteile und auf die Bahnstationen zu bringen haben. In Fleetstreet überhaupt haben sich die Zeitungen gesellig eingerichtet; Haus bei Haus fast sind die Lokalitäten großer und kleiner Blätter zu finden. Die Zeitungsverkäufer sind im Nothfalle stets zur Hand.

Stock- und Sharebroker (Banquiers, Wechsler, Börsenagenten) haben sich im Angel-Court konzentriert, dicht hinter der Bank von England. Von ihren Komptoirs aus laufen Telephon- und Telegraphenleitungen in dichtem Gewebe nach der Zentralstelle. Hier kann man zur Börsezeit hunderte von Agenten vor den Türen der Börsenbarone finden, bereit, ihre Weisungen zur Ausführung eines Coup entgegenzunehmen, der Tausende zu den vorhandenen Millionen fügt.

Wendet man sich dem Süden zu, findet man östlich von London Bridge an beiden Ufern der Themse mächtige Speicher, mit Waaren bepackt, vor denselben Frachtwagen, meist den Speditoren zugehörig, deren einige über 1000 Wagen und 3000 Pferde beschäftigen. Lastträger schleppen die Kisten vom Speicher auf den Wagen; eine Schulterpolster, auch den Kopf bedeckend, dient ihnen zur Erleichterung ihres mühsamen Gewerbes. In endlosen Kolonnen entströmen sie den Speichern und schreien nach dem Wagen für diese oder jene Station oder Zentralstelle. Die Vormänner weisen sie zurecht und der Fahrer stapelt die Kisten auf den Wagen, während der Policeman das

Durcheinander der Wagen geschickt entwirrt, und Platz für die leer ankommenden schafft. Da ist nicht gut spazieren gehen, überall steht man im Wege, und derbe Zurufe, auch ein gelegentlicher Puff mit einer Kistenecke oder eine unanfte Berührung des Schienbeins durch eine im Halbdunkel versteckte Deichsel oder Karre rät zu schleunigem Rückzug. Hinter dem Tower war schon seit einer Reihe von Jahren ein Tunnel unter der Themse her angelegt zum Zwecke der Verbindung mit den südlichen Stadtteilen. Jetzt ist er erweitert worden und eine Vorstadtbahn fährt hindurch. Dagegen wurde ein neuer Fußgängertunnel in Angriff genommen und dient noch jetzt als frequente Arbeiterpassage. Auf Wendeltreppen steigt man hinunter bis man die Sohle des Tunnels erreicht, Schmutz klebt an den Wänden und Stufen — an Reinigung denkt Niemand. Unten ist eine Sperre angebracht, und vor dem Betreten heißt es ein Halbpenny bezahlen. Der Gang verengt sich in dem eigentlichen Tunnel, der sich, aus Eisenröhren von sechs Fuß Durchmesser konstruiert, darstellt, die von Eisenrippen gegen den Wasserdruck geschützt sind. Große Leute müssen den Hut abnehmen beim Passiren, und beim Ausweichen muß man sich ein wenig in die Rundung hineinkrümmen. Seitlich erleuchten Gasflammen den schlecht ventilirten und sauerstoffarmen Tunnel. Er beschreibt eine Kurve, und so sieht man das Ende nicht, gebraucht über zehn Minuten, um hindurch zu gelangen, und begrüßt aufatmend die freie Luft, wenn man am anderen Ende an die Erdoberfläche gestiegen. Der Schall vieler Fußtritte und das Maschinenstampfen der über den Tunnel hinsahrenden Dampfschiffe hallt in den Ohren wieder, doch lassen sich die Geräusche

schwer unterscheiden. Vom Rauschen des Wassers kann kaum die Rede sein, da das Plätschern des Flusses an den Quai-mauern nicht in die Tiefen dringt. Eine angenehme Passage kann man den Tunnel nicht nennen, aber es fehlt an Brücken in der Nähe und nur Fährbote vermitteln den überirdischen Verkehr, die leicht in Kollision mit den Flußdampfern geraten.

Von London Bridge aus benutzt man den „bus“ (Omnibus) um nach dem Strand zu gelangen, der wesentlichsten Verkehrsstraße von Südwesten der Metropole her. Er ist mit Teatern besät, die Abends das Feld beherrschen; es sind nicht alle Prachtbauten; oft verstecken sie sich hinter den Läden auf den Hofräumen, und ihre Eingänge hat man in verschiedenen Straßen zu suchen. In der Nähe der Theater ist Ueberfluß an Wirtschäften vorhanden, und hier ragen deutsche Biere hervor, die berliner Tivoli-Bräuerei war einst ein starker Magnet; jetzt sind — vorzüglich bei der deutschen Bevölkerung — bairische Biere bevorzugt, und kürzlich ist eine Brauerei für deutsches Bier im Norden eröffnet worden — ich bin noch damit beschäftigt, im Freundeskreise es zu proben und kann ein definitives Urtheil noch nicht abgeben. In der ganzen City findet man Deutsche vereinzelt und dichtgedrängt; da sind viele Geschäftshäuser, die nur mit deutschen Firmen versehen sind. Deutsch hört man überall, und selbst der Bündholzknabe bietet dem, den er für einen Deutschen hält, seine Waare auf Deutsch an: „Zwei für ein Penny!“

Wer so viel gesehen hat, wie meine Leser und ich im vorstehenden Kapitel, der wird zufrieden sein, wenn ich ihm Ruhe gönne bis zum nächsten Spaziergange.

Ich bleibe ledig.

Novellete von Enrico Castelnovo. Deutsch von Konrad Selmann.

Fräulein Emilia näherte sich ihrem Schreibtische, nahm unter dem Briefbeschwerer einen dustigen Brief hervor, zog ihn aus seinem Umschlag und überflog ihn hastig mit den Augen. Dann schüttelte sie mit einem trüben Lächeln den Kopf, setzte sich nieder und ließ, immer jenen offenen Brief vor sich haltend, die Feder über ein Blättchen weißen Papiers gleiten. Als das erste Blatt gefüllt war, nahm sie ein zweites, und so ging es weiter fort, bis sie endlich ihrer vertrauten Freundin alle ihre Erlebnisse berichtet hatte. Wie man weiß, sind Autoren äußerst indiscret, und so wollen wir laut das vorlesen, was Emilia in der Stille ihres Zimmers niedergeschrieben hat:

„Meine liebe, gute Maria!

Dein Brief vom fünfundzwanzigsten Oktober schließt mit folgenden Worten: ‚Vor Ende des Jahres rechne ich darauf, den genauen Tag Deiner Hochzeit zu erfahren, der schon zu lange auf sich warten läßt. Wir haben den zwanzigsten Dezember, und Du willst wissen, wie es mir ergangen ist? ... Ich hätte Dir schon vor einer Weile die schönen Neuigkeiten mitteilen können, aber ich fühlte, daß ich immer noch nicht sicher genug war. Ich verabscheue alle patetischen Deklamationen und fürchte stark, daß es mir nicht gelingen sein würde, sie ganz zu vermeiden. Jetzt ist das eine andere Sache und ich denke, daß ich jetzt außerhalb aller Gefahr bin. Ich werde dies Papier mit keiner einzigen Träne besudeln, ich werde mit den Ausdruckszeichen keinen Mißbrauch treiben.‘

Nur zu wahr ist das Sprichwort, das da lautet: ‚Die Dinge, die sich in die Länge ziehen, werden zu Schlangen.‘ Meine Ehe gelangte niemals zu einem Abschluß, und nun ist sie in Rauch ausgegangen; ich bleibe ledig.

Aber warum? Und wie ist das gekommen?

Habe Geduld, liebe Freundin, und ich werde Dir alles genau der Reihe nach erzählen.

Ich muß zurückgreifen bis auf den Tag, der dem folgte, an dem mir Dein Brief zukam. Ich bin nicht abergläubisch,

aber es ist unleugbar, daß es Tage gibt, an denen uns alles verquer geht, von der Morgenfrühe bis zum Sonnenuntergang.

In jenem Morgen jedoch hatte ich mich bei guter Laune erhoben, und während die Jose mich freierte, dachte ich die ganze Zeit an Dich, an Deine zärtlichen Worte, an die Zuneigung, die Du mir nach so langen Jahren der Trennung noch bewahrt. Plötzlich hält die Jose bei ihrer delikaten Beschäftigung inne und läßt sich ein „Oh!“ der Bewunderung entschlüpfen.

„Was gibts?“

„Nichts,“ entgegnete sie, „ich wollte Ihnen ein Haar ausrufen.“

„Warum? Was hat es dir getan? — Es ist ein Haar... Vorwärts!“

„Es ist ein weißes Haar.“

„Das große Unglück!“ rief ich und fing an, zu lachen.

„Sie begreifen, so dicht vor der Hochzeit stehen Einem weiße Haare nicht gerade gut. Aber es ist nur dies eine da, man kann es schnell fortnehmen. Da ist es schon!“

„Daß doch einmal sehen. Es ist hübsch,“ sagte ich und betrachtete es aufmerksam. „Ganz gewiß. Gerade wie ein silberner Faden. Oh, Geduld! Es fängt an zu schneien ... Eine Sache der Jahreszeit.“

„Wahrhaftig, Sie sind auch schon alt,“ fiel das Mädchen scherzend ein.

„Ich bin zweiunddreißig Jahre alt. Ich versichere dich, wenn ich mich nun nicht bald verheirate, verheirate ich mich nie.“ —

Wenige Minuten später dachte ich, wie das natürlich ist, nicht mehr an diesen kindischen Einfall. Vor dem Frühstück ging ich mit Lisetta aus, meiner Nichte, von der ich Dir schon häufig gesprochen habe, einem Kinde von acht Jahren, das verständlich und anmutig ist, wie man es kaum glauben kann. Ich ging, um verschiedene Einkäufe zu besorgen, die sich auf meine Aussteuer bezogen. Wenn man mit zwanzig Jahren heiratet, so ist gewöhnlich die Mama da, die für alles sorgt; wenn man

aber zu lange säumt, so ist sehr häufig niemand da. Und so mußte ich ganz aus mir selber an alles denken.

Als ich nachhause zurückkam, gab's ein großes Unglück. Hugo, der größte von meinen Nissen, der bald elf Jahre alt sein wird, war gefallen, hatte einen Spiegel dabei zerbrochen, hatte sich an der Stirn eine Verletzung zugezogen und hatte noch verschiedene Glassplitter in den Händen und in der Nase. Der Anblick des Blutes hatte ihn entsetzt und er winselte wie ein Besessener und ließ sich von niemand anrühren. Giulio, der Kleine, der noch bestürzter war, heulte aus vollem Halse und stampfte mit den Füßen auf, weil man sich nicht um ihn kümmerte. Mein Bruder Maurizio war ausgegangen, und der Papa, der die Gewohnheit hat, in der ersten Minute immer etwas zu wollen, was er in der zweiten nicht mehr will, hatte dem Mädchen anfangs befohlen, zu gehen und einen Arzt aufzusuchen, dann dies aber wieder bereut und seinen Befehl widerrufen, das Mädchen selber, das für gewöhnlich doch den Kopf auf dem rechten Fleck hat, war vollständig aus der Fassung geraten mitten in dieser allgemeinen Verwirrung.

„Nun sieh einmal, Emilia,“ sagte mein Vater, „wo hast denn du gesteckt? Betrachte dir doch einmal den Zustand, in dem sich Hugo befindet!“

Es währte nicht lange, bis ich bemerkte, daß es fogut wie garnichts war; ich ließ mir etwas Arnika und Leinwand bringen, wusch die verletzte Stelle aus und verband die Schrammen, denn Wunden konnte man sie wahrhaftig nicht nennen. Und als ich zu Ende war, rief ich: „Weiter war garnichts nötig!“

„Bon dir hat er sich verbinden lassen,“ entgegnete mein Vater, „aber einer von uns hätte es nur einmal versuchen sollen!“

„Es wird doch wohl auch ohne mich gehen müssen, wenn ich nicht mehr hier bin.“

„Ja, ja,“ brummte der Papa, und ging seiner Wege, „du kannst auch wohl die Zeit garnicht mehr erwarten!“

Gerechter Gott! Dreiviertel aller Mädchen verheirateten sich, und ihre Familien finden, daß das die natürlichste Folge von der Welt ist; mir allein rechnete man den Wunsch, eine eigene Familie zu begründen, geradeswegs als Schuld an. Ich antwortete jedoch nichts, ich sah, daß der Papa von seinen rheumatischen Schmerzen geplagt war und daß ihn jede Aeußerung meinerseits nur erbittern würde. Beim Frühstück wie beim Mittagessen ging es wie gewöhnlich her. Mein Vater etwas verdrießlich, mein Bruder etwas undußsam und beide darüber einig, daß nach meinem Fortgang das Chaos vorherzusehen sei. Und als die Rede auf diesen Fortgang kam, sahen mich die Kinder in einer gewissen Weise an!

Uebrigens war dies alles natürlich nur die Duvertüre und Du könntest mich mit größtem Recht fragen, Du wüßtest nicht, weshalb ich Dich mit all diesen Einzelheiten unterhielte. Die Hauptsache kommt erst noch.

Nach dem Mittagessen, während ich die Treppen hinabging, um mich in mein Zimmer zu begeben, höre ich die Glocke ziehen. Es war der Briefträger. Papas Zeitung und ein Brief für mich. Der Brief war von Umberto. Willst Du, daß ich ihn Dir in seiner eleganten Einfachheit berichte? Da hast Du ihn, wie er ist, und Du magst leicht die Wirkung beurteilen, die er auf mich hervorbringen mußte.

„Meine liebe Emilia!“

Man muß wirklich sagen, daß uns das Verhängnis verfolgt. Während unsere Hochzeit schon ganz nahe schien, empfangen wir heute Morgen eine Verfügung, durch die ich nach Caltanissetta versetzt werde. Ich bin sofort zum Präsidenten geeilt; der Präsident hat an das Ministerium telegraphirt, um zu sehen, ob sich der Schlag nicht abwenden ließe, aber der Minister erwiderte, daß dabei nichts zu tun sei und daß ich mich davor finden und innerhalb des November an meinen neuen Bestimmungsort gehen solle. Ich frage Dich, was unter diesen Umständen zu tun ist. Ich meinerseits muß Dir bekennen, daß ich nicht weiß, welchen Entschluß ich fassen soll. Lebe wohl.“

Du kannst unschwer begreifen, daß die Nachricht von Umberto's Versetzung nach Sizilien ein Nichts war im Vergleich zu

der Kälte, die mir aus den Worten meines Bräutigams entgegenwehte. Wenige Wochen vor der Hochzeit fand er keinen einzigen Ton, der seiner Liebe Ausdruck gegeben hätte; angesichts der unvorhergesehenen Schwierigkeiten, die sich vor uns aufstürzten, begnügte er sich damit, mir seine Zweifel und seine Unsicherheit mitzuteilen. Er wußte nicht, welchen Entschluß er fassen sollte! Und er war der Mann, er war derjenige, der bei der Begründung einer eigenen Familie die Verpflichtung hatte, sie zu lenken und zu führen. Er wußte nicht, welchen Entschluß er fassen sollte! Und doch gab es ja, wenn er mich liebte, überhaupt nur einen einzigen, und die Tatsache der Versetzung konnte auf unsere Ehe auch nicht den allergeringsten Einfluß ausüben.

Da mich der Papa im Salon zum gewohnheitsgemäßen Dominospiel erwartete, wollte ich nicht zu lange auf mich warten lassen und entschloß mich, Umberto später zu antworten. Ich sagte von dem Briefe, den ich erhalten, nichts, legte in keiner Weise meine Erregung an den Tag, spielte meine ewigen Partien und verlor sie alle, was meinem Vater zur größten Genugthuung gereichte. Als dann die drei oder vier Hausfreunde kamen, die unser Haus besuchen, und man meiner nicht länger bedurfte, ging ich in das stoßende Zimmer, wo die Kinder noch lärmten, und kaum waren diese zu Bett gegangen, so zog ich mich stillschweigend in mein eigenes Zimmer zurück. Ich mußte allein sein, Umberto's Brief noch einmal lesen, sehen, ob ich ihn mir auch aus Zufall nicht falsch gedeutet und mußte vor allen Dingen ihm auf der Stelle antworten, so daß meine Antwort am folgenden Morgen schon abgehen und mich, wenn möglich, bald aus dieser peinvollen Ungewißheit befreien sollte.

Aber der zweite Brief, der dann anlangte, verminderte nicht, sondern vermehrte leider noch vielleicht den üblen Eindruck, den der erste erregt hatte. Nein, das war nicht die Sprache eines Mannes, der liebte. Ich tat mir selbst Zwang an, ich wollte meine Empfindlichkeit nicht verraten, wollte mich um jeden Preis zärtlich zeigen. Ich schrieb Umberto, daß ich den Inhalt seines Briefes dem Gemütszustande zugute halten wolle, in dem er sich befände, vielleicht auch einer zarten Rücksicht gegen mich, die er durchaus zum Richter darüber machen wolle, welcher Weg nun eingeschlagen werden solle. Für mich gäbe es aber keine Zweifel und gäbe es keine Bedenken. Der Regierungsbefehl, der ihn nach Caltanissetta schickte, so betrübend er an sich sei, könne unsere Hochzeit nur beschleunigen, nicht verzögern; ich sei bereit, ihm nach Sizilien zu folgen, wie ich ihm in jeden beliebigen andern Ort gefolgt sein würde, und erschreke durchaus nicht bei dem Gedanken, mich in ein so fernes Land zu begeben und eins, das dem so unähnlich sei, in welchem ich bis dahin immer gelebt hatte. Trotzdem würde es mir noch schmerzlicher sein, wenn er sich allein dorthin begeben müßte. Die wirtschaftliche Frage, fügte ich hinzu, würde für uns um vieles weniger bedeuten, als für so viele arme Beamte, die eine zahlreiche Familie hätten. Wir seien doch nur zu Zweien, und meine bescheidene Mitgift würde uns dazu verhelfen, die ersten Schwierigkeiten glücklich zu überwinden. Er möge also nur Mut fassen und anstatt sich in eitle Klagen zu verlieren, zusehen, ob er nicht einen Aufschub seiner Abreise nach Sizilien erlangen könne, um so Zeit zu gewinnen, die Hochzeit noch hier zu feiern.

Meine liebe Maria, ich kann an diesen Brief nicht zurückdenken, ohne daß mir die Schamröthe in die Wangen steigt. Um eine solche Sprache führen zu dürfen, mußte man die Gewißheit der Liebe eines Mannes haben, und diese Gewißheit konnte ich schon damals nicht mehr besitzen. Ich hätte verstanden haben müssen, daß Umberto's Herz kalt, eiskalt war, und daß mir meine Würde, vielleicht auch meine mädchenhafte Scham nicht gestatteten, mich so sehnsuchtsvoll nach der Hochzeit zu zeigen.

Wie dies auch immer sein mag, am folgenden Morgen wollte ich meinen Brief selbst aufsetzen, und weder an diesem Tage noch am darauffolgenden ließ ich mir zuhause ein Wort entchlüpfen, das eine Andeutung des Vorgefallenen enthalten

hätte. Zu welchem Zweck sollte ich sprechen? Weder von meinem Vater noch von meinem Bruder konnte ich im geringsten einen Rat erwarten; sie würden sich damit begnügt haben, ihrer Antipathie gegen Umberto Lust zu machen und sich in ihrem Herzen über die neue Verzögerung, die meine Hochzeit betreffen, zu freuen. Trotz meines Unmuts, meines Zorns gegen meinen Bräutigam, wollte ich doch einem Familienzwist aus dem Wege gehen. Es gibt Menschen, für die uns das Urtheil, das wir selbst über sie sprechen, niemals streng genug vorkommt, die wir aber von andern doch nicht verurteilt hören wollen. Umberto rechnete für mich noch immer unter diese Menschen.

Niemand gewahrte denn auch etwas von meiner Verfürtheit, niemand außer Lisetta. Ich überraschte ihre Augen mehrmals dabei, daß sie die meinigen suchten, und es kam ein Augenblick, wo ich nicht mehr umhin konnte, sie zu fragen: „Warum siehst du mich so an?“ Sie wurde rot und ließ ihren Kopf hängen, ohne etwas zu sagen. Aber nicht lange darauf, während ich auf dem Kanapee saß, kletterte sie mir auf die Knie und gab mir einen Kuß.

„Du bist traurig, Tante Emilia!“

„Ich?“

„Ja, seit Dienstag Abend. Hat dich der Onkel Umberto nicht mehr gern?“

Ich war wie versteinert, als ich diese Worte aus dem Munde eines achtjährigen Kindes hörte. Welch unsehlbarer Instinkt setzte sie über die Ursache meiner Traurigkeit in Kenntnis? Wie kam's, daß ihre Gedanken überhaupt zu dem Hinüber-schweifen, den sie jetzt schon den „Onkel Humbert“ nannte?

„Still, still,“ erwiderte ich, „der Onkel Umberto hat nichts damit zu tun. Und dann ist's ja auch garnicht wahr, daß ich traurig bin.“ Ich wollte ungezwungen erscheinen, lachen und Scherz treiben, aber meine Munterkeit war erzwungen, und ich begriff sehr gut, daß das Kind nicht recht an sie glauben wollte.

Nach Ablauf von zwei Tagen langte Umberto's Antwort-schreiben an und Du kannst Dir vorstellen, mit welcher Bangigkeit ich mich daran machte, es zu lesen. Ach, meine gute Maria, man hat gut sich selber für stark halten, man mag sich noch so gut darauf vorbereiten, das Unglück zu ertragen, es gibt doch Fälle, in denen unsere angemessene Stärke in Rauch aufgeht und wir mit aller unserer Erfahrung im Schmerz uns wie Kinder aufregen lassen. Beim Öffnen des Briefes meines Verlobten, hatte ich eine schlimme Vorahnung, aber die Wahrheit überstieg meine Erwartung noch. Weißt Du, was Umberto mir zu schreiben hatte?

Er nahm mir gegenüber eine Art Protektorton an, wie ein Weiser, der es mit einem armen Gimpel zu tun hat. Wenn ich auf ihn hören wollte, war ich zwar eine Frau von Gemüt, aber ich war allezeit eine Träumerin gewesen. Und das ist ein Nebel, fügte er sehr ernsthaft hinzu, von dem man mit den Jahren doch geheilt werden sollte. Ich dagegen hätte alle meine Illusionen einer Zwanzigjährigen bewahrt, ich machte mir alle Dinge leicht und hätte mich noch immer nicht davon überzeugt, daß die Begründung einer Familie in den gegenwärtigen Zeiten ein recht ernstes Unternehmen ist. Es sei allerdings richtig, ein recht ernstes Unternehmen ist. Es sei allerdings richtig, daß ich nicht so traurige Beispiele unter Augen hätte, wie er selbst. Er wisse, in welchen Verlegenheiten sich einige seiner Freunde befänden, die sich aufs Geratewohl verheiratet hätten und nun reich mit Kindern gesegnet wären. Ich besäße wohl etwas, aber um sein eigenes Heim in unwirklichen Gegenden und unter unbekanntem Leuten zu begründen, dazu bedürfe es denn doch wohl noch etwas mehr. Ein Mann passe sich bald den neuen Gewohnheiten an, aber eine Frau, und vor allem eine an Entbehrungen nicht gewöhnte Frau sei bei weitem schlimmer daran. Da wir nun so lange gewartet hätten, könnten wir auch noch etwas länger warten und einige Monate würden keinen großen Unterschied machen können...

So war in aller Kürze der Hauptinhalt der rührenden Epistel desjenigen, den ich mit hingebender Zärtlichkeit länger als zwölf Jahre geliebt hatte. Was dünkt Dich davon, Maria?

Würdest Du entschlossen geworden sein? Nein, nein, ich kenne Dich zu genau; es ist nicht möglich.

Stelle Dir jedenfalls vor, wie ich mit meinem feurigen Charakter die Sache auffaßte. Jetzt war keine Zeit mehr zu Geheimnissen und halben Maßregeln, ich sagte meinem Vater und meinem Bruder alles, erklärte, daß zwischen Umberto und mir alles zu Ende sei und für immer, beschloß, ihm sofort alles zuzusenden, was ich innerhalb zwölf Jahren von ihm erhalten hatte, sowie ihn zu ersuchen, mir zurückzuerstatten, was ich ihm gegeben hatte, und brachte dann die Worte vor, die feierlich klangen, wie ein Gelübde, und traurig, wie eine Grabinschrift: Ich bleibe ledig!

Mir ist, als hörte ich Dich ausrufen: Aber welche Ueberstürzung! Warte noch einen Augenblick, so wirst du sehen, daß der Schlag unheilbar war und daß die Ruhe noch nicht einmal die heilende Arznei vorstellen konnte. In der That ließ ich mich zu milderen Beschlüssen überreden. Nicht vom Papa und nicht von meinem Bruder, aber von einem Manne, den Du auch kennst und der, wie ich Dir versichern kann, sich seit der Zeit Deiner Abreise sehr wenig verändert hat, von dem Doktor Asolani. Der gute Doktor! Er ist jetzt nahe an den Siebzigen und ist immer noch schlank und gerade gewachsen, mit seinem kurz gehaltenen Bart, mit seinen spärlichen, grauen, an den Schläfen zurückgestrichenen Haaren, mit seiner goldenen Brille, mit seinem schwarzen, bis an den Kragen heraus zugedrückten Ueberrock, ein rechter Typus eines pensionirten Generals. Mich hat er aufwachsen sehen und Du weißt, wie gern er mich hat. Er kommt oft wegen der Beschwerden des Papas zu uns und kam auch an jenem Sturmtage wieder. Er hörte mit Aufmerksamkeit meinem Bericht zu, las Umberto's Briefe, ließ sich sagen, welches meine unwiderstehlichen Vorsätze seien und nahm mich dann beiseite, um ruhig, heiter und zärtlich mit mir zu sprechen.

„Meine kleine Emilia,“ sagte er ungefähr zu mir (der Doktor Asolani behandelt mich immer noch, als wenn ich ein Kind wäre), „das, was du mir da erzählst, ist sehr traurig, und ich begreife deine Entrüstung vollkommen. Du hast recht; das Schlimmste ist nicht die neue Verzögerung, die dein Bräutigam fordert, es ist die Kälte, die aus seinen Briefen weht. Aber drückt diese Kälte auch einen wirklichen, beständigen Gemüthszustand aus oder ist sie aus irgend einer vorübergehenden Ursache herzuleiten, die wir nicht kennen? Das ist's, was wir erst wissen müssen, bevor wir eine unbedingte und unwiderstehliche Verurteilung aussprechen. Was willst du? Mir widerstrebt der Gedanke, daß ein Mann mit cynischem Gleichmuth ein junges Mädchen verlassen kann, das ihm zwölf Jahre hindurch treu geblieben ist und dem er sich ebenso lange Zeit hindurch herzlich zugetan bewiesen hat. Wer weiß denn, was für mannichfache Geheimnisse sich darunter verbergen? Vielleicht eine Geldverlegenheit, vielleicht eine Täuschung, irgend ein leichtsinniger Streich. Und in solchem Fall wäre ja das Uebel noch nicht unheilbar. Aber brieflich kommt man mit nichts zustande. Es ist nötig, daß jemand zu diesem Herrn Umberto geht und offen mit ihm redet...“

„Nein, nein,“ fiel ich ihm ins Wort, „das ist überflüssig.“

„Still,“ fügte er hinzu, „denken wir lieber darüber nach, wer dies sehr delikate Amt übernehmen könnte... du selbst kommst nicht in Frage, dein Vater ist nicht einmal imstande, eine kleine Reise zu machen, dein Bruder stand niemals auf gutem Fuße mit Umberto und würde nur das Kind mit dem Bade ausschütten. Wenn ich ginge, Emilia, wie?!“

„Sie, Doktor!“ rief ich und faltete die Hände ineinander.

„Höre, heute ist Freitag, am Sonntag muß ich nach Bergamo reisen, wohin man mich zu einer Konsultation berufen hat; von Bergamo nach Mailand ist kein weiter Weg mehr, ich könnte meine Abwesenheit um vierundzwanzig Stunden verlängern und den Montag in Mailand zubringen. Ich könnte da eine freimüthige und ehrliche Auseinandersetzung mit deinem Bräutigam haben, und schwöre dir, daß ich dir bei meiner Rückkehr weder die Wahrheit verbergen, noch dir einen Rat geben werde, der sich mit deiner Würde nicht verträgt. Sind wir einverstanden?“

Doktor Asolanis Anerbieten war edel und hochherzig, ich fühlte, daß ich ihm dafür erkenntlich sein mußte, aber mein Stolz empörte sich gegen den Gedanken an irgendeine Handlung, die als eine Schwäche meinerseits gegen Umberto hätte gedeutet werden können. Ich hatte mich nur schon zu sehr gedemütigt. Ich beharrte also auf meiner Weigerung, ich erklärte, daß ich von Umberto nichts mehr wissen wolle, daß ich ihn verachte, daß ich fest entschlossen sei, ledig zu bleiben. Aber der Doktor fing mit grenzenloser Geduld wieder an:

„Gib Acht, Emilia, man darf nicht so leichtsinnig einen Entschluß fassen, von dem unsere ganze Zukunft abhängt. Wenn man einen Menschen zwölf Jahre hindurch geliebt hat, wenn man diesem Menschen jeden geheimsten Gedanken seines Innern anvertraut hat, wenn ihm jeder Schlag des Herzens geweiht gewesen ist, so verliert man, wenn man ihn verläßt, ja nicht nur ihn allein, sondern zugleich auch einen Teil seines Selbst. Du kannst deine Liebe von ihm abziehen, aber du kannst niemals deine Vertraulichkeiten von ihm zurückhalten; du kannst dir deine Briefe wiedergeben lassen, aber du wirst niemals den Schatz von Zärtlichkeit wiedererstattet erhalten, den du an einen Mann verschwendet hast, an den du die Erinnerung heute sogar schon auslöschen möchtest. Wenn du meinem Räte folgst, so läufst du ja nicht hinter ihm her, kleine Stolz, die du bist, sondern du läufst hinter dir selber her. Du bist entschlossen, ledig zu bleiben. Eine alte Jungfer kann ohne jeden Zweifel sehr achtbar sein, aber in Italien, muß man bekennen, ist die weibliche Erziehung nicht dazu angetan, der Frau, die sich nicht verheiratet, eine unabhängige Stellung zu bereiten. Mit dreißig Jahren, und du hast sie ja bereits überschritten, muß man entweder eine eigene Familie haben oder man muß vollkommen selbständig dastehn. Bei dir wäre weder das eine noch das andere der Fall. Mit all deinem Geist, mit all deiner Bildung würdest du doch nicht imstande sein, dir eine Stellung zu verschaffen, dir eine Quelle geziemender und nützlicher Tätigkeit zu eröffnen. Oh, ich weiß ja, was du mir sagen willst. Du würdest die sorgliche Gefährtin deines Vaters sein und die Erzieherin deiner Nichten und Nichten. Es ist das ja ein heiliges Amt, und wenn meine diplomatische Mission fehlschlägt, so kannst du dich ihm widmen, wie du willst und magst. Aber laß es uns zunächst versuchen. Ich verhehle dir's nicht, mir macht der Gedanke Pein, daß du hier alt werden sollst, daß dein Leben nichts für dich sein soll, als eine beharrliche Selbstverleugnung. Die Selbstverleugnung gereicht den andern zum Vorteil; man muß nicht zuviel davon besitzen, wenn man nicht will, daß die andern absolute Egoisten werden. Schenke mir Gehör, Emilia, traue meiner Erfahrung; meine Jahre wollen doch auch wohl etwas sagen.“

Kurz: durch die Macht seiner Worte brachte es der Doktor Asolani endlich dahin, meinen Widerstand zu besiegen. Nicht, als ob ich überzeugt gewesen wäre, aber ich wußte nicht mehr,

was ich ihm antworten sollte. Schließlich kam es zu einem Kompromiß zwischen uns. Ich widersezte mich der Reise des Doktors nach Mailand nicht mehr, unter der Bedingung, daß öffentlich der Zweck seiner Fahrt der sein sollte, Umberto von mir seine Briefe zurückzubringen, sowie seine Bilder und die kleinen Geschenke, die er mir in den zwölf Jahren gemacht hatte, sowie sich andererseits das wiedergeben zu lassen, was er selbst noch von mir besaß. Mit diesem einzigen Auftrage sollte er sich bei Umberto einführen und seine Neigung für mich so auf die Probe stellen. Wenn Umberto mich nicht mehr liebte, was zu glauben ich alle Ursache hatte, so würde er ja mit Freuden die Freiheit annehmen, die man ihm auf solche Art zurückbrachte; wenn er mich noch liebte, so mußte er sicherlich dies erst bekennen, ehe er sich einen Entschluß gefallen ließ, der einen unheilbaren Bruch bedeuten mußte. Im ersten Falle mußte der Doktor mir zuschwören, auch nicht ein einziges Wort mehr hinzuzufügen, nicht einen einzigen Schritt Umberto entgegen zu tun, der auf einen Versuch der Versöhnung hätte hindeuten können, nur im zweiten Falle, der aber der minder wahrscheinliche war, verließ ich mich auf ihn und verließ ich mich auf das, was er seine Erfahrung nannte. Aber er solle sich wohl hüten, sich nicht vom trügerischen Schein verführen zu lassen, ich würde ihm das nun und nimmermehr vergeben.

„Enfant terrible!“ rief der Doktor lächelnd und versprach mir, sich strenge an meine Instruktionen zu halten.

Wie traurig, liebste Maria, war jener Samstag! Als der gute Doktor am Abend in mein Zimmer kam, zeigte ich ihm auf dem Tische mehrere versiegelte Pakete. „Da ist —“ sagte ich und hatte nicht die Kraft, mehr zu sagen.

Er trat an mich heran, küßte mich auf die Stirn und fragte mich: „Willst du sie in meine Wohnung senden oder soll ich herschicken, um sie holen zu lassen?“ Dann, als ob er einen Gedanken von mir erriete und sich beinahe bei mir entschuldigen wollte, fügte er hinzu: „Nein, nein, du hast recht, du wünschst, daß ich sie selber trage . . . Mut, Emilia, hoffen wir, daß sie nicht aus meinen Händen kommen, daß ich sie dir mit unverletzten Siegeln zurückbringe.“

Ich schüttelte den Kopf. Bald darauf erhob sich der Doktor, um sich zu verabschieden. Er nahm die voluminösen Pakete mit Briefen (es waren ihrer sovieler!) unter den Arm, steckte die kleineren Päckchen in die Tasche seines Ueberrocks und ging, indem er mir wiederholte: „Mut! Mut!“

Ich ließ mich in einen Sessel fallen, betrachtete die offen stehenden, leeren Schubfächer, und mir wars, als ob alle Poesie des Lebens für immer von mir gegangen wäre zusammen mit diesen Erinnerungen an meine unglückliche Liebe. Drunten im Salon sprach der Doktor Asolani noch mit meinem Vater und mit meinem Bruder. Ich hörte die Stimme des Papas, der sagte: „Sie werden sehen, daß sich die Dinge nicht mehr zurecht bringen lassen!“

(Schluß folgt.)

Welthandel und nationale Produktion.

Von Bruno Geiser.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Wenn wir alle die Gründe kennen lernen wollen, welche es verursachen, daß die deutsche Waare selbst in Deutschland keineswegs überall mit der ausländischen konkurrenziert, werden wir nicht umhin können, danach zu fragen, ob der deutschen Produktion, sowie dem deutschen Waarenvertrieb nicht gewisse Schwächen und Mängel anhaften, die der nichtdeutschen Konkurrenz den Kampf erleichtern.

Die Antwort auf diese Frage möge ein Sachverständiger erteilen, von dem anerkannt und unbestritten ist, daß er sein Urteil über die bezüglichen Verhältnisse nur abgibt, um der deutschen Industrie- und Handelswelt nach Möglichkeit zu nützen.

Der Sachverständige, welchen ich hier im Auge habe, ist der ehemalige Chefsekretär des deutschen Reichskommissars für die Weltausstellung in Melbourne, Dr. phil. Georg Seelhorst,

der unter anderm vor wenigen Wochen eine Broschüre hat erscheinen lassen unter dem Titel: „Die deutsche Waare auf dem Weltmarkt.“

In derselben, auf S. 28 u. flg., verbreitet er sich über die Leistungen der deutschen Industrie, in erster Linie der Textilindustrie, für den Weltmarkt wie folgt.

„Unsere Maschinen,“ sagt er, „sind gut, das Rohmaterial beziehen wir ebendaher, wo es die andern hernehmen und unsere Muster, soweit sie künstlerische Beihilfe erfordern, sind weit besser geworden, als sie vor zehn Jahren waren. Die Spezialisierung hat sich hier von selbst ergeben, da sie in der Natur der Sache liegt. Ja, wir können mit Freuden konstatieren, daß sich Spezialitäten herausgebildet haben, die ihren Platz sehr ehrenvoll ausfüllen. Ich denke dabei an die Damenkonfektions-

artikel, an die berliner Wollenwaaren, an die voigtländer Stickerien; die rheinische Seidenindustrie, die Tuchfabrikation und vor allen die Teppichindustrie leisten Herzerfreuendes. Aber abgesehen von den großen Firmen, deren Leistungen uns und ihnen zur größten Ehre gereichen, schaut doch irgendwo der Pferdefuß heraus. Ich meine die hier und da vorkommende unrichtige Maß- oder Gewichtsangabe auf der Verpackung von Bändern, Nähfaden, Sticks und Strickwolle, und die schlechten, unechten Farben bei Damenkleiderstoffen, die zu starke, betrügerische Appretur bei Baumwoll- und Leinenstoffen und die Verschwerung der Seide. Ich weiß ja recht gut, daß das in andern Ländern auch vorkommt, vielleicht öfter als bei uns (?), aber ich denke, wir schaffen uns das auch noch vom Halse. Man soll uns keines unerlaubten Gewinns mehr zeigen können! Und damit man gleich sieht, wer sich seiner Waare zu schämen hat, muß es als Ehrenpflicht aller Industriellen gelten, ihre volle Firma auf dieselbe zu setzen. Wer das dann nicht tut, der verleugnet seine eigene Arbeit, er wird schon wissen, warum."

Unsere Textilindustrie darf sich, wie wir sehen, über Mangel an Wohlwollen seitens des Sachverständigen nicht beklagen. Mit Bemühtung hebt er hervor, daß bei ihr die ihm angesichts der Erfordernisse der modernen Großproduktion besonders notwendig erscheinende Spezialisierung der Leistungen eingetreten sei, die darin besteht, daß jeder Produzent, beziehentlich Fabrikant, seine Tätigkeit auf einen möglichst kleinen Kreis von Waaren beschränkt, um diese desto besser und preiswürdiger liefern zu können. Auch erkennt er die Erfolge, welche gewisse Zweige der Textilindustrie in neuester Zeit errungen haben, voll und ganz an. Trotzdem findet er zu tabeln und zwar: die vielfältigen Bemühungen um unerlaubten Gewinn mit Hilfe von betrügerischen Geschäftsmanipulationen!

Daß Seelhorst, um sein Urteil nicht gar zu herb erscheinen zu lassen, meint, in andern Ländern käme solch beschämendes Gebahren auch, „vielleicht öfter als bei uns“ vor, ist bei Lichte besehen, ein sehr schwacher Trost, denn bei den fremden Produzenten und Fabrikanten, die mit den unsern konkurrieren, muß dieser arge Uebelstand garnicht oder in erheblich geringerem Maße vorhanden sein, sonst wäre dies ja keine Schwäche unserer Industrie im Vergleich mit den andern auf dem Weltmarkt.

Hören wir weiter: „In der Metallindustrie haben wir es mit ganz besondern Verhältnissen zu tun. Seit vielen Jahrzehnten, ja stellenweise seit Jahrhunderten, hat sich in einigen Gegenden aus dem handwerksmäßigen Kleinbetrieb eine durch die Zahl der Arbeiter und Menge der Produktion bedeutende Industrie herausgebildet, die aber doch keine Großindustrie ist, sondern nach wie vor handwerksmäßig arbeitet. Sie hat in den schlechten Zeiten am meisten zu leiden gehabt, da hier der Widerstand gegen den von außen kommenden Druck auf Preise und Löhne am geringsten war, und die Güte des Produkts hat darunter erheblich gelitten. Gewaltige Anstrengungen sind gemacht worden, um die Kalamität zu überwinden, aber wenn auch die Waare stellenweise besser geworden ist, so sind doch die Schwierigkeiten nicht zu beseitigen, welche in der Natur dieser Einrichtung liegen.

„Der Umbildungsprozeß zur richtigen Fabrikation im Sinne der Großindustrie vollzieht sich nur langsam, da der zu absorbierenden Kleinbetriebe zu viele sind und die Ausdauer und Bemühtung immer wieder Mittel und Wege findet, der Katastrophe zu entgehen. Heilsam für die Nation sind solche Zustände nicht, und ein junges Land, welches sich seine Einrichtungen erst schafft und gleich zum Besten greifen kann, ist viel besser daran als wir, die immerfort mit den Traditionen rechnen müssen.

„Mehr als in irgendwelcher andern Branche hat sich in der Metallindustrie der handwerksmäßige Betrieb auf die Konkurrenz mit dem fabrikmäßigen Großbetrieb eingelassen und ganze Schaaren von kleinen Meistern in ungesunde Abhängigkeit vom Kapitalisten, ihrem Abnehmer, gebracht. Die Löhne werden dadurch immer schlechter, und da kein sachverständiger Leiter den ganzen Betrieb überwacht, sondern nur am Ende der Woche im

Komptoir des Kaufmanns die Abnahme der Waare und Auszahlung des Lohnes erfolgt, so ist die blühendste Puscherei großgezogen worden. Gerade so entstandene Waaren aber finden ihren Weg am meisten nach fremden Märkten und gerade solche haben uns das Prädikat billig und schlecht verschafft. Hier ist von einer bewußten Verantwortlichkeit des Verfertigers gar keine Rede, denn er arbeitet auf Bestellung, meist nach vorgelegtem Muster zu vorgeschriebenem Preise; ob er zurecht kommt, ob er verdient, ist dem Besteller gleichgiltig. Ist nun die Waare gar noch Spielwaare, dann wirds so arg wie möglich. Statt Eisen nimmt man dann Zink, statt Messing Blei, statt Blech Papier, dazu den schlechtesten, billigsten Lack; da sind krumme und schiefe Fugen und Winkel, kurz eine Waare, zu schlecht zum Ansehen, eine Schmach für die Industrie, kommt dabei zustande. Das Kind zerbricht den Schund in der ersten Stunde, — desto besser, dann muß man ja etwas neues kaufen!

„Hier hat der Exporteur insofern schuld, als er den Verfertiger genötigt hat, zu immer niedrigeren Preisen und nach fremden, oft gesetzlich geschützten Mustern zu arbeiten.

„Der kleine Meister, der vielleicht Vorwürfe vom Kaufmann empfangen hat zur Anschaffung von Rohmaterial, Werkzeugmaschinen oder zu Bauten und Einrichtungen aller Art, ist natürlich garnicht imstande, sich den Forderungen desselben zu widersetzen. Er muß einfach tun, was dieser verlangt, wenn er sich nicht jede Kundschaft verjagen will. Er tuts, aber, wie ich aus Erfahrung weiß, nicht immer gern und nie ohne böse Folgen.“

Hier — bei der Metallindustrie — stoßen wir nun nach den Ausführungen Seelhorsts auf einen mit der mächtigen Entwicklung der modernen Wirtschaftsverhältnisse im Widerspruch stehenden tiefgreifenden Uebelstand.

Unsere Metallindustrie ist — von Ausnahmen natürlich abgesehen — hinter den hohen Anforderungen der Zeit noch zurück — der Kleinbetrieb kämpft seit langem in Deutschland wie in allen Kulturländern den Kampf um Sein oder Nichtsein mit der großkapitalistischen Produktion, und auf dem Gebiete der deutschen Metallindustrie ist es ihm bis jetzt gelungen, sich eben über Wasser zu erhalten, — das aber nur zum Schaden der Industrie überhaupt und zum Schaden des deutschen Volkes. Uebermäßige Herabdrückung der Arbeitslöhne, billige, aber schlechte Waare, ungesunde Abhängigkeit des nicht mit großen Mitteln ausgestatteten Produzenten vom Kaufmann waren die notwendige Folge.

Man sieht daraus, wie falsch und kurzsichtig alle jene Bemühungen waren und sind, die darauf gerichtet wurden, den Kleinmeister als solchen zu erhalten. Alle diejenigen Leute und Parteien, welche sich damit abplackten, wirkten reaktionär, indem sie sich — im Endresultate trotz aller Augenblickserfolge dennoch erfolglos — bestreben, dem Rade der Zeit in die Speichen zu fallen. Nicht die Kleinmeister als Kleinmeister solange als möglich zu erhalten, sondern sie zur Massenassoziation — nötigenfalls mit finanzieller Staatshilfe — zu bewegen, solange sie noch unabhängig und leidend bei Mitteln waren, darauf hätte eine wirtschaftlich weisichtige Bewegung gerichtet sein müssen.

Seelhorst fährt fort:

„Diese Zustände sind aber nicht plötzlich, sondern so allmählich entstanden, daß die Betroffenen selber anfangs garnicht gemerkt haben, daß sie auf einem Wege sind, der zum Abgrund führt. Man hat es manchmal sogar für einen industriellen Fortschritt erklärt, daß wir die von Paris bezogenen Muster eben so schön und viel billiger nachahmen lernten, man hat den fleißigen, genügenden Arbeiter gerühmt und ihm damit geschmeichelt, daß man ihm vorsagte, wohin in die weite Welt seine Arbeiten gingen.

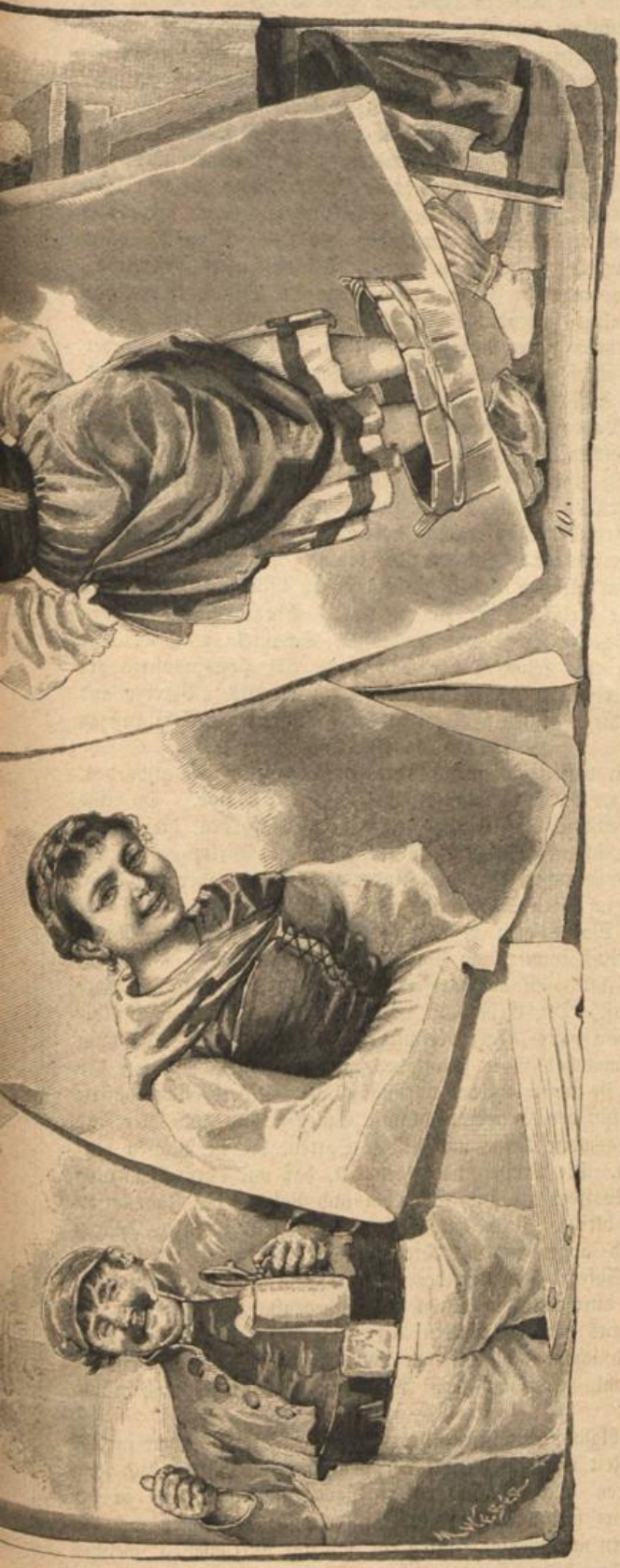
„Mit den technischen Fortschritten siehts aber dabei nicht besonders gut aus. Ich will wiederum ein Beispiel anführen, den Metallguß, besonders den in Messing und Neusilber.

„Ich habe eine zeitlang Proben von Rohgüssen in diesen Metallen gesammelt, welche als abschreckendes Beispiel dienen sollten, wie man es nicht machen soll. Nicht nur waren kom-

Illustrirte Schnadahüpfeln.

Originalzeichnung von Max Klashar.





1. Der Bua, der sei' Diendle
 Bon Cay' n' nit halst,
 Kimm' mer vor wie die Säurin,
 Dö die Andel nit schmalzt.

2. Diendl mueßt weg' n' an Kaufsch
 Nit so stark aufbegeh' n',
 Da sieg (siehe) i di' doppelt,
 Und das han i gern.

3. Wann da Kirchturn a Mafkruag war,
 Und war voll Bier,
 Und oft (dann) trünkel' mar oan Maß
 Und nit drei und vier.

4. Und ni' freut so nit mehr
 Als mei kohlschwarzer Quat,
 Das i 'n aufsey' n' kann,
 Wenn d' Sunn scheinen tuat.

5. Und lustig, ihr Gueba,
 Tiroler hand (haben) Kröpf,
 Sie trügids (tragen sie) über d' Aufssta,
 Wie d' Bettler die Säck.

6. Und 's Diendl hat Bahnl' n',
 Da lachts wohl damit,
 Und sie kummt oan a' beiß' n',
 Dös tuets aber nit,

10. Bua Ciabe (Verliebte) in oan Haus,
 Das is unverness' n',

7. A bissl sikrisch, a bissl sahrisch
 A bissl vornehm mueß ma toant,
 Die groß' n' Taler mueß ma sech' n' (sehen) lass' n',
 Ab' r hergeb' n' mueß ma koant.

8. D' appenzeller Maideli, wie machent sie de Käs?
 Sie tuert' n' in as Chübeli (Kübel)
 Und druckent nit dem Süßeli,
 Drum ist der Käs so räp (pikant).

9. O himmlischer Vater
 Verschaff' mer an Mann,
 Jede Rah' hat an Kater,
 Jede Heim' hat an Gahr.

Können 's Süßeln nit g'rat' n',
 Beim Suppeness' n'.

plizirtere Formen nicht zu haben, auch gerade an den einfachsten zeigten sich die größten Sünden gegen die Regeln der Harmonie. Schlechtes Formen rächt sich aber doppelt, denn man spart keine Zeit und Arbeit dabei und muß dann noch einmal Zeit und Arbeit anwenden, um die Grate zu entfernen, Löcher zu vernieten u. s. w., und verliert noch Material dazu. Während ich dieses schreibe, liegt eine bedeutende Quantität Eisenguß von einer sehr bedeutenden Firma in Deutschland vor mir, Türgriffe, Schlüsselschilder u. dergl., die an Stumpfheit der Zeichnung und Roheit der Form nichts zu wünschen übrig lassen. Einige sind vernickelt, aber das Nickelmetall schämt sich ordentlich, so in die Welt geschickt zu werden. Bei anderen ist die Zeichnung noch hübsch mit dicken Oelfarben überschmiert. Ich kann es keinem Architekten verdenken, wenn er solche Arbeiten an seinen Bauten nicht verwenden will. Ich habe auf der Berliner Ausstellung 1879 sehr schöne Güsse gesehen, aber im ganzen stehen wir in der Formerei hinter Frankreich, England und Amerika zurück. Das ergibt sich sowohl durch Vergleichung unserer besten Leistungen im Kunstgewerbe mit den besten der anderen, wie noch vielmehr bei Maschinenartikeln. Ausnahmen sind ja auch hier vorhanden, namentlich im Kunstguß in Bronze, aber was hilft es der Industrie, wenn fünf oder sechs Gießereien Vorzügliches leisten, sobald die Exportwaare schlecht gemacht ist? Mit Statuen wird wenig Handel getrieben.

„Erfreuliche Fortschritte hat unsere Edelschreinerei gemacht. Ich habe diesen Gegenstand besonders in meinen Berichten über die australischen Ausstellungen hervorgehoben. Um aber gleich noch eine Exportwaare zu erwähnen, die hierher gehört und in der das „billig und schlecht“ sich gar breit macht, so sei der Zinkguß genannt. Ich habe viel Beispiele gesehen, daß ganze Posten Waare am Bestimmungsort so durchgeröstet ankamen, daß sie unvertäuflich waren. Ist das nicht ein Mangel im Technischen? Französische Zinkgriffe taten das nicht. Der Grund liegt nur im Sparen an Sorgfalt und Arbeit. Hat der auswärtige Besteller das aber einmal erlebt, so will er sicher keine deutsche Waare mehr, der eine Fall wird sofort generalisirt und ein ganzer Industriezweig ist diskreditirt.“

„In Werkzeugen liefern einige deutsche Fabrikanten ganz Vorzügliches und doch sind wir im eigenen Lande das Vorurteil noch nicht los, daß englische Feilen, englische Hobeleisen und Messer, englische Nähadeln nur allein gut wären. Wie viele deutsche Waare ist noch mit „warranted cast steel“ oder „best gold eyed sharps“ bezeichnet, ganz zu schweigen von den hunderten englischen Etiketten der deutschen Nähadelfabriken. Nur wenige derselben schreiben jetzt ihre Firmen auf die Verpackung oder prägen sie auf die Waare. Durch solches Vorgehen allein kann das Urtheil des Marktes sich berichtigen; so lange aber die gute deutsche Waare unter englischer Flagge segelt, ist der Fremde ja gar nicht imstande, anders von uns zu denken.“

Ueber das angebliche Vorurteil, von dem Seelhorst im vorhergehenden Passus spricht, scheint mir einiges bemerkenswert. Es mag, oder — ich bin sehr gern bereit, es den Sachkennern zuzugeben — es ist jetzt ein Vorurteil, daß englische Werkzeuge besser sind, als deutsche. Es ist gewiß erfreulich, daß gegenwärtig in Chemnitz, Solingen u. a. D. in diesem Teile der Metallindustrie Vorzügliches geleistet wird, aber ist das nicht im Großen und Ganzen erst eine Errungenschaft unserer Zeit? Vor nicht langem war das kein Vorurteil, — nicht bloß auf diesem oder jenem Gebiete der Metallindustrie, sondern auf vielen anderen Gebieten waren uns die Ausländer, an ihrer Spitze die Engländer, voraus, weit voraus. Wenn wir gerecht sein wollen, können wir also niemanden die Vorliebe für fremde Waaren so sehr verdenken, als es heutzutage, nachdem die glücklichen Kriege Preußen-Deutschlands einen manchmal über die Grenzen des Vernünftigen und Unparteiischen weit hinausgehenden Nationalstolz wachgerufen haben, sehr häufig geschieht.

Und wenn sogar heute noch der alte kleinhandwerkende Schlenbrian zu der neuen — vielleicht wirklich neuen — Unsolidität und Unreclität hinzugekommen ist, in vielen Gassen und Winkeln

der deutschen Produktion festsetzt, — was Wunder, daß auch die deutschen Käufer sich selbst auf denjenigen Waarengebieten nur sehr schwer an deutsches Fabrikat gewöhnen, wo eine merkwürdige Wendung zum Besseren bereits stattgefunden hat?

„Die Holzindustrie“, fährt Seelhorst in seiner Kritik fort, „können wir für unseren Zweck in zwei Gruppen abteilen, die Möbelfabrikation und die der Galanteriearbeiten. Die erstere ist, Dank der Zuziehung künstlerischer Kräfte und der im Publikum erwachten Liebe zu guter Arbeit sehr bedeutend besser geworden, sie kommt aber für den Exporthandel wenig oder gar nicht in Betracht. Desto mehr die letztere. Sie ist ziemlich lokalisiert. Es arbeitet da der Drechsler, der Schreiner und der Schnitzer, oft alle drei am gleichen Stück. Abgesehen von Geschmackssünden, die sich in den Schnizarbeiten noch allzubreit machen, ist bei diesen Gegenständen der Mangel an Solidität und Genauigkeit sehr zu beklagen. Schiefe, nicht schließende Gehrungen, ungerade Fugen, roh aufgenagelte Böden, klemmende oder allzulose gehende Schiebläden, deren zu winzige Beinchen beim ersten Anfassen losgehen, das sind nebst falscher oder gar schief und unsymmetrisch angebrachter Verzierung und schlechten Schlössern die unangenehmen Eigenschaften, die wir in einem Laden an solchen Fabrikaten wahrnehmen können. Derartige Kästchen, Schatullen, Schränkchen u. s. w. in hunderterlei Benennung und Verwendung gehen nun massenhaft in überseeische Länder. Ihre Preise sind fabelhaft niedrig. Werden sie dem fremden Käufer eine hohe Meinung von unserer Industrie beibringen? Ich glaube kaum. Die Holzspielwaaren franten am gleichen Uebel, sie müssen so billig sein, daß man keine gute Arbeit dafür liefern kann. Ebenso gehts mit den groben Schnizwaaren, wie Kochlöffel, Schaufeln u. s. w. Die Gegenden, wo solche Dinge von einer Art Hausindustrie geliefert werden, leiden am ärgsten Pauperismus. Vereine und Private, die da helfen wollten, haben die schlimmsten Erfahrungen gemacht.“

„Weit besser ist's mit den feinen Schnizarbeiten geworden, wie sie z. B. eine Spezialität Oberbayerns sind. Da sind überall tüchtige künstlerische Kräfte berufen worden, die freilich eine sehr schwere Aufgabe haben, aber die Wirkungen solchen Strebens sind unverkennbar. Anderwärts fehlt's aber noch sehr. Es wird im alten Schlenbrian fortgeschafft, und die billige aber unsolide Waare geht in Menge auf den auswärtigen Markt, unseren Ruf immer und immer wieder gefährdend. In sehr wenigen Fällen ist der Verfertiger bekannt oder tritt als Verkäufer auf. Der Exporteur versendet in einer Kiste oft die Waare von vier, fünf verschiedenen Lieferanten. Dabei kann ja auch manches Gute sein, aber der Gesamteindruck auf den Fremden ist immer wieder ein ungünstiger. Unsere Glasindustrie arbeitet für den Export wohl nur Spiegel, und auch hier sind es vorzugsweise kleine und billige Sorten, die in Massen hinausgehen. Die Preise sind so gedrückt, daß nur durch Benützung billiger Wasserkräfte zum Schleifen und Poliren die Fabrikation möglich bleibt. Auch hat dieser Export seit zwanzig Jahren bedeutend abgenommen. Die Rahmen, in denen die billigen kleinen Spiegel sich befinden, weisen zum Teil eine Qualität, mit der durchaus kein Staat zu machen ist. Sie stammen zuweilen aus den Werkstätten der Zuchthäuser. Daß wir auch gute und schöne Rahmen und Leisten machen können, weiß ich recht wohl, aber auf dem Weltmarkt sieht man noch nichts davon.“

„Hohlglas, geschliffen, bemalt und vergoldet, bildete in sehr früher Zeit eine Spezialität der deutschen Glashütten und noch jetzt zieren solche Gläser unsere Sammlungen. Allein in der Gegenwart sind wir damit ins Hintertreffen gekommen und bis jetzt haben nur wenige Hütten ein Fabrikat aufzuweisen, welches sich mit dem böhmischen, englischen und französischen messen kann. Und doch wäre darin viel zu machen, wir besitzen alle Bedingungen dazu, nur scheint es an geschickten Arbeitern zu fehlen.“

„Ein erfreulicheres Bild bietet die Tonwarenindustrie, ja wir haben seit einigen Jahren uns hier ganz neue Gebiete zu eigen gemacht. Die Porzellanfabrikation, die ja bei uns seit

ihrer Entstehung heimisch ist, liefert stellenweise geradezu muster-gültige Erzeugnisse. Ich will die Spezialität der Franzosen in ihrer *pâte tendre* nicht so hoch anschlagen, wenn ich auch gerne zugebe, daß ihre Produkte sehr bestechen. Im Punkte des Dekorirens sind England und Frankreich gerade jetzt wieder auf einem Wege, der es uns besonders leicht macht, auf dem Markt zu erscheinen. Aber wir dürfen nicht etwa dabei denken, in fremden Ländern die Abnehmer für zweite und dritte Qualität zu finden. Ein Studium der Anforderungen des auswärtigen Marktes dürfte hier empfohlen werden, um mit Erfolg deutsches Porzellan zu exportieren. Freilich ist nicht außer Acht zu lassen, daß manches Absatzgebiet, z. B. der Vereinigten Staaten von Amerika uns mehr und mehr durch eigenes Fabrikieren verschlossen wird."

Siamische Musikanten. (Illustration S. 501.) Jedes Volk hat sein besonderes musikalisches Gehör und bei fast allen läßt sich an der Ausbildung ihrer musikalischen Fähigkeiten der Grad ihrer Kultur-entwicklung erkennen. Wenn man die moderne europäische Musik in einen Vergleich stellt zu dem Schlachtgesang der Indianer oder Kaffern oder gar zu den Gesängen der Papuas und der Australneger, so wird das einleuchtend sein, wenn auch die europäische Musik einen solchen Vergleich nicht verdient hat. Auch bei Völkern, die sonst eine ziemlich hohe Kulturstufe erreicht haben, liegt manchmal die Musik im Argen, wie z. B. bei den Chinesen, deren Konzerte bei dem Europäer einen ähnlichen Eindruck zu hinterlassen pflegen wie jene Ausführungen, die man bei uns als Kazenmusik bezeichnet. Die Musiker, die unser Bild uns zeigt, sind Siamesen. Die nicht grade anmutigen Physiognomien sind etwas einnehmender als die typischen Gesichter der Chinesen, und die Instrumente zeigen eine gewisse Ausbildung, die noch auf weitere Ausbildung hoffen läßt.

Von den vielen Musikinstrumenten des Orients ist keines so verbreitet und auf den Fremden von so sonderbar angenehmer Wirkung, als das Gamelang. Die Basis ist aus schwerem und hartem Holz, sehr oft aus Ebenholz gebaut, hat mehrere Fuß im Durchmesser, worauf eine Anzahl von kreisförmig placirten Metallhohlstugeln oder Bronzegefäßen befestigt, die wohl ganz hohl aber vollkommen geschlossen sind und mit Schlägeln geschlagen werden. Damit die Tonstufung erreichbar sei, wird unten und an der Seite der Gefäße so viel Damarwachs angeklebt, als eben zur Erlangung des betreffenden Tones notwendig ist. So werden die 24, zuweilen auch 30 Gefäße, in 4—5 Oktaven und meist so korrekt gestimmt, daß selbst das Ohr des musikerfernhenden Europäers nicht beleidigt wird. Das Gamelang wird als Soloinstrument wohl nirgends benutzt, sondern in der Regel mit anderen Instrumenten kombiniert. Da das Gamelang auch in Cochinchina, Tonkin, Siam, Siambodia, auf der Halbinsel Malakka, auf Sumatra und Java verbreitet ist und allda das Lieblingsinstrument bildet, so findet man es an verschiedenen Orten auch mit sehr verschiedenen anderen Instrumenten kombiniert. Wenn ein solches Gamelang, als kombinierte Musik, gut organisiert und gut eingeübt ist, wie man das bei den siamesischen Vornehmen und den javanischen Großwürdenträgern häufig antrifft, so bietet es nicht nur einen eigentümlich reizenden Musikgenuß, sondern auch einen ganz bemerkenswerten Anblick. Wenn die Orientalen die Schönheit und die Macht des Gamelung dem Fremden zeigen wollen, so beginnen sie das Konzert in der Regel mit einem tiefmelancholischen Stüde; erst wird die Melodie von den Guitaren und Geigen geführt, während das Gamelang in außerordentlich raschen Läufen die Begleitung besorgt, und die trommelartigen Instrumente den Bass dazu liefern. Gegen Ende des Stüdes wiederholt sich das Lied in solchen Variationen, daß das Gamelang die Führung übernimmt, und dann wieder mit einigen kleinen Trommeln unisono die Melodie führt. Eine solche Schlussvariation hat ein so rasend rasches Tempo und pflegt so erregend zu wirken, daß man tatsächlich das Blut rascher zirkulieren und sich wie zum Tanz aufgumert fühlen muß. Die Wirkung ist eine so außerordentliche, daß wer ein gutes Gamelang je gehört, diese Musik wohl nie im Leben aus dem Gedächtnis wird wischen können, denn noch nach vielen Jahren und so oft die Erinnerung daran wiederkehrt, wähnt das Ohr wie Sphärenklang wol immer noch die wunderbaren Zaubertöne zu vernehmen.

Allgemeine deutsche Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen zu Berlin 1882/83. (Illustration s. Seite 504—506.) Wer Berlin seit längerer Zeit nicht gesehen hat und heute in die Nähe des Lehrter Bahnhofes kommt, der wird erstaunen über die großartige Veränderung, die sich seinen Blicken darbietet. Denn hinter dem alten und langsam außer Gebrauch kommenden Lehrter Bahnhofe befinden sich die Räume, in denen die Allgemeine deutsche Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen Platz gefunden hat. Ein mächtiges Territorium in Gestalt eines Halbkreises, dessen eine Seite sich weit gegen die Vorstadt Moabit

Wir sehen, der Sachverständige Seelhorst ist genötigt, den Vorwurf der Unsolidität und Unreellität, welche letztere keineswegs selten in direktem Betrüge gipfelt, fast überall zu wiederholen, und zu diesem Vorwurfe gesellen sich noch zwei andere, einmal der, die eine Art der Produktion halte mit den Zeitbedürfnissen nicht überall da, wo es nötig sei, Schritt, und dann noch der, jedenfalls auf die gesammte deutsche Produktion ausdehnende, daß man bis jetzt ein Studium der Anforderungen des auswärtigen Marktes — und ich glaube mit vollster Berechtigung hinzufügen zu können: des heimischen Marktes nicht minder — versäumt habe.

Und diese beiden letzteren Fehler sind Kardinalfehler, an denen die Industrie eines ganzen Landes sehr wohl zugrunde gehen kann.

(Schluß folgt.)

hinaus erstreckt, ist von den Gebäuden bedeckt, welche den Zwecken der Ausstellung dienen. Das Ganze macht einen großartigen Eindruck durch die Zahl sowohl der Gebäude und Anlagen, wie durch deren Ausführung.

Zwei schöne und breite Treppen führen in die für die Ausstellung bestimmte Umfriedigung, die man als einen Garten bezeichnen könnte. Zwischen den Treppen ist eine lautrauschende Kaskade angebracht, die eine angenehme Kühlung verbreitet. Auf einem herrlichen Rasen, der von breiten Kieswegen und gewundenen Pfaden durchschnitten ist, erheben sich die verschiedenen Baulichkeiten, von denen natürlich der eigentliche Ausstellungspalast die bedeutendste ist. Aber außer diesem Palast sind noch eine Menge sehr schöner und interessanter Gebäude vorhanden, und zwar beziehen sich viele von ihnen nicht auf Ausstellungszwecke selbst, sondern sind zur Erfrischung und zum Vergnügen der aus Nah und Fern zu tausenden herbeiströmenden Besucher eingerichtet. Berühmte Firmen Berlins haben hier Restaurationslokale eingerichtet, in denen so ziemlich alles zu haben ist, was die Hauptstadt an kulinarischen Genüssen in solchen Lokalen zu bieten pflegt. Daß die Preise besonders billig seien, könnte man nicht in allen Fällen sagen, allein das ist bei solchen Ausstellungen nicht ungewöhnlich.

Unser Bild kann natürlich nur einen Teil der ganzen Ausstellung darstellen. Wir beginnen zunächst mit dem eigentlichen Ausstellungspalaste, der sich als eine Art von Pavillon in modernster Form vorstellt. Wenn wir ihn betreten und die massenhaft darin ausgestellten Produkte in Augenschein nehmen, so finden wir darunter vieles Neue. Es könnte auch scheinen, als ob Gegenstände zu dieser Ausstellung herangezogen seien, die über den eigentlichen Rahmen derselben hinausgehen. Allein es kann nur im Interesse der Gesamtheit liegen, wenn der Rahmen einer solchen Ausstellung nicht zu eng gespannt wird.

Im Ausstellungspalast, dessen Inneres reich mit Bildsäulen geschmückt ist, finden wir die Ausstellungsgegenstände nach den einzelnen deutschen gewerbe- und industriereichen Städten eingeteilt, aus denen die einzelnen Produkte kommen. Wir sehen da alles, was die großen und kleineren Städte für die Pflege ihres Gesundheitswesens brauchen. Das geht von Gegenständen der großartigsten Anlagen, wie Wasserversorgung, bis zu Präparaten und Schriften aus dem Gebiete der Fleischischau; hier sind Modelle von Krankenhäusern und Pläne von Bevölkerungsdichtigkeit u. s. w. Wir erkennen daraus, wie die Gesundheitspflege in den einzelnen Städten vorgeschritten ist, und welche Mittel man gegen die der Gesundheit drohenden Gefahren gefunden hat. Sie bilden einen stattlichen Damm gegen diese Gefahren.

Wir finden dann die mannichfachsten Gegenstände, die nicht zur allgemeinen Ausstellung der Städte gehören. Da sind in kaum absehbarer Anzahl vertreten die Gegenstände bezüglich Heizung und Lüftung, Wasserversorgung, Ventilation, Beleuchtung, Beseitigung der Abwässer, Wasserleitungen, Wassermesser, Filter, Pumpen; Gegenstände für Krankenpflege in reichster Auswahl, Bade- und Waschanstalten mit allen Neuerungen. Dann Modelle von Humanitätsanstalten, Armenhäusern, Asylen für Obdachlose; Modelle von Wohnhäusern nach vielfachen Mustern; Modelle von allerlei Heilanstalten; Gegenstände für Kindererziehung und Unterricht u. c. u.

Wir deuten hier nur das Notwendigste an, denn es ist nicht möglich, auf unserem beschränkten Raum die Ausstellungsgegenstände auch nur nach Kategorien aufzuzählen. Wir erwähnen nur noch, daß einzelne Regierungen und Stadtverwaltungen sich sehr eifrig an der Ausstellung beteiligt haben — das preussische Justizministerium hat verschiedene Modelle von Strafgefängnissen gesandt. Sehr interessant ist die Kollektivausstellung vom Berg- und Hüttenwesen seitens des preussischen Ministeriums der öffentlichen Arbeiten. Von den äußerst interessanten Gegenständen, welche sich in und an den Einzelgebäuden darbieten, erwähnen wir zunächst das Normalwohnhaus, ein sehr prächtiger und normaler Bau, allein es wird noch lange dauern, bis sich der Normalwohlstand so weit gehoben hat, daß jeder sich ein solches Haus bauen oder mieten kann. Ferner bewundern wir den Pavillon für Leichenverbrennung von Friedrich Siemens, wo man die vollständige

und geruchlose Verbrennung von Tierleichen mit ansehen kann. Großartig ist die Menge von einzelnen Maschinen, die man in den verschiedenen Gebäuden in Funktion sehen kann. Die Gesellschaft Carne pura hat sich einen glänzenden Pavillon errichtet; desgleichen kann man eine vollständige berliner Volkstüchle in voller Tätigkeit sehen. Wir sehen einen meteorologischen Pavillon, ein Volksbad, verschiedene zur Krankenpflege eingerichtete Zelte, sodann den Pavillon des Reichs-gesundheitsamts, der zwei vollständig ausgerüstete Laboratorien zur Untersuchung von Nahrungsmitteln enthält. Eine Abteilung für Feuerwehrr mit Steigerhaus ist vorhanden, und einen der interessantesten Teile bildet ein vollständig eingerichtetes Steinkohlenbergwerk, in welchem die Bergarbeiter durch Wachfiguren dargestellt sind, und das ganz regelmäßig befahren werden kann.

So sehen wir in dieser Ausstellung wiederum einen Triumph der modernen Bervollkommnung der Produktionsinstrumente, und wir möchten jedem, der Gelegenheit hat, empfehlen, diese Ausstellung anzusehen. Man wird staunen, wie weit die hygienische Kunst und Forschung schon vorgeschritten ist, und es macht einen beruhigenden Eindruck, zu wissen, daß dieselbe immer weiter vorschreiten und gegen Gefahren aller Art Schutz bieten wird. Bl.

Die Karjchin, die bekannte deutsche Dichterin, hat dem „alten Fritz“ sehr gut geantwortet, als er auf ihre Bitte um Unterstützung in ihrer Not ihr — zwei Taler schickte. Sie sandte die zwei Taler zurück mit den bitteren Versen:

„Zwei Taler gibt kein großer König,
Nein, dies Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum send' ich es zurück!“

Mit den medizinischen Kenntnissen der Karjchin war es dagegen sehr schlecht bestellt. Sie schrieb einst an Gleim über ein Mittel gegen die Lungenschwindsucht und gab in ihrem Briefe wörtlich folgendes an:

„Ein 13jähriges Mädchen hatte die Lungensucht in einem so hohen Grade, daß Professor Friz ihr das Todesurteil sprach. Das Mädchen war ein Skelett, die Sprache wie das Zischen einer Gans, wenn jemand ihre Zungen gefährdet. Man ließ sie einen halben Monat im Garten wohnen; man brachte sie aufs Land zur frischen freien Frühlingsluft. Alles umsonst. Der Arzt reiste ihr nach und rief: Sie muß sterben. — Ein altes Landmütterchen lachte fromm über des Arztes Todesurteil. Es nahm drei Quart Braumbier, tat es in einen neuen Topf nebst den abgestreiften Blättern von Lungenkraut, für einen Groschen; für ebensoviel weißen Honig und eine Hand voll Weizenkleie, bedeckte den Topf zu und ließ die Masse bis zur Hälfte einkochen. Als es verflüht war, läuterte sie es ab durch ein feines leinenes Tüchlein und füllte es in eine Flasche. Die Kranke trank davon, so oft sie Lust hatte, und ward gesund. Ihre Mutter rettete seitdem viele Lungensüchtige durch dieses einfache Tränken; ich selbst habe mir es kochen lassen und fühle herrliche Erleichterung. Ich bitte Sie, dies Mittel allen armen Lungensüchtigen zu empfehlen; es ist leicht, wohlfeil und hilft gewiß.“

Also die Karjchin. Wenn sie schon es mit der Handlung der Lungensucht so leicht nahm, welche Unsumme von Quacksalberei mag dann in der breiten Masse des Volkes sich abgelagert haben. Wie unendlich weit sind wir doch gegen jene „gute alte Zeit“ vorgeschritten! Bl.

Als Napoleon nach der Schlacht von Waterloo in den Tuilerien anlangte und schauernd in den Abgrund hineinblickte, der sich vor ihm aufthat, schickte ihm ein Kammerdiener seinen Kaffee durch einen Knaben. Der besiegte Kaiser hatte den Kopf auf die Hände gestützt und blieb unbeweglich. Das Kind sah ihn an.

„Trinken Sie,“ sagte der Knabe zu dem Kaiser, „es wird Ihnen gut tun!“

„Ah,“ sagte der Kaiser, „du bist von Gonesse, wo deine Eltern ein Häuschen haben und einige Morgen Feld!“

„Ja!“

„Das,“ seufzte Napoleon, „ist das wahre Glück auf Erden.“

So sind die Ehrgeizigen. Nachdem ihnen die Welt zu klein gewesen, scheint ihnen schon eine Hütte zu groß. Und sie belügen damit sich und andere, denn ein Häuschen und ein Acker ist noch lange nicht das Glück. Es scheint, als ob der Ehrgeiz den Menschen des Verständnisses für gewisse Dinge beraube. Bl.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Die Wirkung der kleinsten Kräfte in der Natur. Mehrere englische Zeitungen berichten über folgendes Beispiel von ungeheurer Wirkung der Molekularkräfte. Das mit Reis beladene italienische Schiff „Franciska“ hatte unlängst unweit London auf der Themse Wasser gesaßt. Eine große Zahl Arbeiter war sofort bereit, das Wasser aus-zupumpen, um die Ladung zu retten, allein die Säcke saugten, trotz aller Raschheit, mit welcher man Hilfe brachte, nach und nach das Wasser ein, quollen auf, und zwar so stark, daß d. s. Schiff wenige Tage später, durch das Aufquellen der Ladung, in Stücke gesprengt wurde. — Dieser Vorgang, so unwahrscheinlich er auch scheinen mag, bietet für den, der die Natur kennt, nichts Ueberraschendes. Man weiß, wie Hannibal durch heißes Wasser die Felsen der Alpen sprengte. Gefrierendes Wasser und aufstauendes Eis wirken als Sprengmittel. Füllt man Glasflügeln mit Wasser und taucht sie in eine Kältemischung, so springen sie. Auch der Lösungsprozess des Kaltes kann zum Sprengen benutzt werden, und richtig angewandt gibt Kalk dem Dynamit nichts nach. Arnould, ein belgischer Ingenieur, kam vor etwa 10 Jahren auf den Gedanken, den Kalk zu diesem Zwecke zu verwenden. Gerade wie man die Patronen mit Schießpulver füllt, so läßt er sie mit Kalk fällen. Die gefüllten Patronen werden in eine Reihe neben einander befindlicher Bohrlöcher geschoben und mittels einer gemeinsamen Nöhre gleichzeitig mit Wasser besencht. Die Wirkung ist so zu sagen blitzartig und sofort fällt die zu sprengende Wand in Trümmer. — Die Grubenbesitzer Smith und Moore bringen dieses Verfahren in den Shipley-Werken bei Darby in Anwendung. Die Sprengung geht so leicht von statten, daß man 15—20 Tonnen in 25 Minuten loszusprengen vermag und noch eine Ersparnis macht, welche sich in deutschem Gelde auf 40 Pfennige pro Tonne berechnet. Wir möchten das Arnould'sche Verfahren, mit Rücksicht auf die durch Sprengen mit Schießpulver oder Dynamit so häufig hervorgerufene Entzündung der schlagen den Wetter, ganz besonders der Beachtung der Bergleute empfehlen. xa.

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 19:

Wo sich Adler raufen, haben die Krähen Festtag.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Zadek. (Fort.) — Die Jobstade. (Mit Illustrationen.) — Das Problem des Lebens. — Londoner Bilder. IV. Die City. Von Heinrich Romme. — Ich bleibe ledig. Novelle von Enrico Castelnovo. Deutsch von Konrad Telmann. — Welthandel und nationale Produktion. Von Bruno Geiser. (Fortsetzung.) — Illustrierte Schnadahüpfeln. Originalzeichnung von Max Jaskhar. — Siamesische Musikanten. (Mit Illustration.) — Die allgemeine deutsche Ausstellung für Hygiene und Rettungsweisen zu Berlin 1882/83. (Mit Illustration.) — Die Karjchin. — Napoleon. — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Die Wirkung der kleinsten Kräfte in der Natur. — Rebus. — Ketzlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Gemeinnütziges. — Mannichstügendes. — Humoristisches.

Mit dieser Nummer schließt das III. Quartal des 8. Jahrganges der „Neuen Welt“. Die geehrten Post-Abonnenten werden ersucht, die Bestellungen auf das IV. Quartal ungesäumt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

Die Expedition der „Neuen Welt.“

Berantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Fangelbachstraße 32. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. H. W. Diez in Stuttgart.